

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

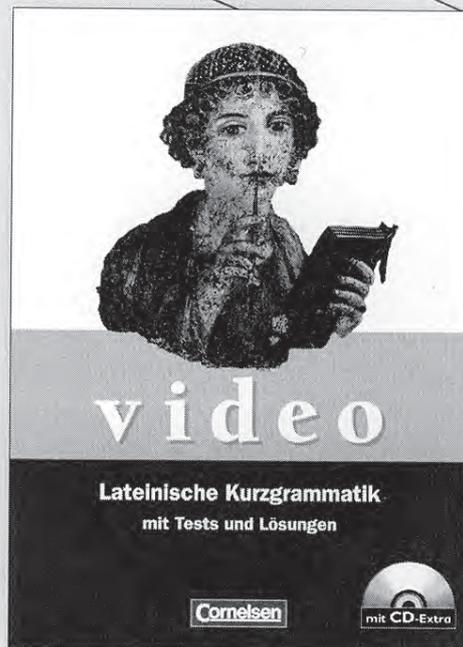
3/2009

	Das Forum Classicum im Internet	183
Stefan Kipf	Einladung zum DAV-Kongress 2010 nach Freiburg	184
Heinrich Krefeld	Bildungsziele und die Didaktik des Lateinunterrichts	186
Friedrich Maier	Die Mittelstufe des Gymnasiums als neue Herausforderung	192
Hans-Jürgen Tschiedel	Das Mädchen von Andros – Sünderin oder Heilige?	197
Bernhard Kytzler	Cicero	209
	Zeitschriftenschau	212
	Besprechungen	222
	Leserforum	243
	Varia	244
	Adressen der Landesvorsitzenden	254

Videamus igitur!

Die Latein-Grammatik mit CD-Extra

- Visualisierung sprachlicher Zusammenhänge
- Grammatik-Tests zu Ablativ, Abl/Ncl, PC, Abl. abs., Gerundium und Gerundivum, inkl. Lösungen
- weiteres Übungsmaterial und Lösungen auf der begleitenden CD-Extra
- einsetzbar begleitend zu allen Lehrwerken und in der Lektürephase



Video

Lateinische Kurzgrammatik
mit Audio-CD und CD-ROM auf
einem Datenträger,

978-3-06-120187-6

19,50€

Weitere Informationen zu *Video* finden Sie
unter www.cornelsen.de/latein

Cornelsen Verlag • 14328 Berlin
www.cornelsen.de

Willkommen in der Welt des Lernens

Cornelsen

Das FORUM CLASSICUM im Internet

Unsere Zeitschrift ist seit einiger Zeit im Internet leichter zugänglich. Seit 1994 betreut unser Kollege RÜDIGER HOBOHM, damals noch Studienreferendar, jetzt Oberstudienrat, die digitale Fassung des FORUM CLASSICUM. Frühere Jahrgänge waren und sind von ihm auf CD erhältlich (s. Impressum). Zeitweilig präsentierte unser Kollege StD MICHAEL HOTZ ausgewählte Beiträge im Internet. Auch Rüdiger Hobohm stellte die jeweils letzten Hefte als pdf-Dateien auf seiner eigenen Homepage im Internet zur Verfügung. Nunmehr hat der mit der Internet-Präsentation des DAV beauftragte Fachmann, Herr CLEMENS LIEDTKE (*webmaster@altphilologenverband.de*) mit Hilfe der von R. Hobohm zur Verfügung gestellten Dateien, sämt-

liche Hefte von FC 1994 bis FC 2/2009 zugänglich gemacht. Die kommenden Hefte werden künftig auch – mit einem gewissen zeitlichen Abstand – dort angeboten. Das FC ist nun erreichbar auf der Website des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de/>. Über das Link „Veröffentlichungen“ gelangt man dann zum FORUM CLASSICUM: Aktuelle Ausgabe / Archiv (1994-2009), ferner zur Homepage der Zeitschrift „Gymnasium“ und zur „Pegasus-Onlinezeitschrift“. An dieser Stelle sei den genannten Personen und dem Vorsitzenden des DAV für ihre erfolgreichen Bemühungen um eine aktuelle Präsentation des FC herzlich gedankt.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

52. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Stefan Kipf, Murtener Str. 5 E, 12205 Berlin; stefan.kipf@staff.hu-berlin.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin);
E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StD Michael Hotz, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
OStR Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
4. Zeitschriftenschau:
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie,
felix.mundt@staff.hu-berlin.de
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53,
E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.

Einladung zum DAV-Kongress 2010 in Freiburg

Liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr verehrte Freunde der Alten Sprachen, vom 6. bis 10. April 2010 findet der DAV-Kongress in **Freiburg** unter dem Motto „Bildung durch Sprache – Latein und Griechisch im Kontext der Schulsprachen“ statt. Dieser Kongress soll sich in verstärktem Maße mit dem Kern unserer Fächer befassen, der griechischen und lateinischen Sprache (vgl. schon FC 1/2009, S. 4). Hierzu bieten wir Ihnen wieder ein breit gefächertes Programm mit über 60 Veranstaltungen an, die von hochkarätigen Referentinnen und Referenten aus dem In- und Ausland durchgeführt werden. Dabei konzentrieren wir uns auf drei Veranstaltungsformen, nämlich auf den **Vortrag** (45 Min.) zu fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Themen, **Philologie aktuell** (90 Min., ebenfalls in Vortragsform) mit einem wissenschaftlichen Update aus zentralen Bereichen der Klassischen Philologie und den **Arbeitskreis** (90 Min., davon etwa 50 Min. Vortrag, anschließend Diskussion) als das Diskussionsforum zu didaktischen und methodischen Fragen des Unterrichts. Darüber hinaus wird es ein reichhaltiges Zusatzprogramm mit Stadt- und Museumsführungen sowie Exkursionen geben.

Im Rahmen dieses Kongresses wird auch diesmal wieder der **Humanismus-Preis** verliehen. Die nunmehr siebte Preisträgerin wird die Schriftstellerin **MONIKA MARON** sein, die wir auf diese Weise für ihr literarisches Schaffen und das damit verbundene intensive Eintreten für Freiheit, Zivilcourage und eine bewusste Auseinandersetzung

mit der eigenen Geschichte auszeichnen wollen. Die Laudatio wird die international bekannte Literaturkritikerin **ULRIKE MEYER-GOSAU** halten. Für die Schlussveranstaltung konnten wir mit **JOHANNES SALTZWEDEL** einen renommierten Journalisten gewinnen, der für den „Spiegel“ die bekannten Themenhefte zur Antike gestaltet hat. Für den Festvortrag zur Eröffnung des Kongresses konnten wir Prof. **HANS-JOACHIM GEHRKE** gewinnen, den Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts. Ministerpräsident **GÜNTHER H. OETTINGER** übernimmt die Schirmherrschaft über unseren Kongress.

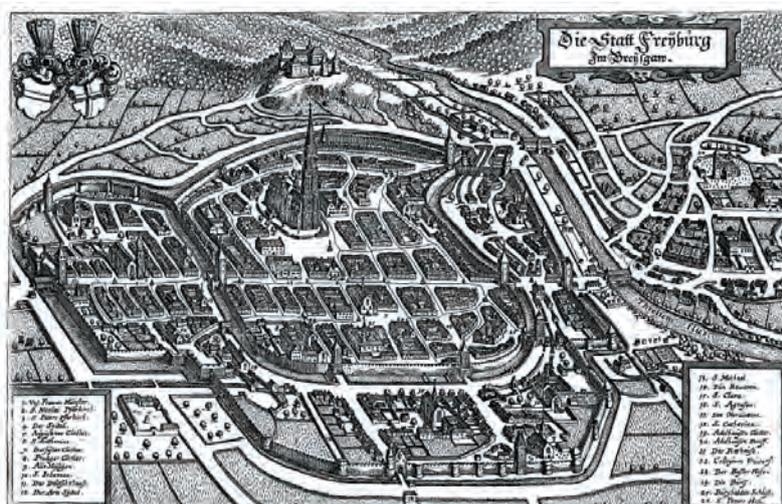
Ein Programm mit Anmeldeformular wird dem nächsten Heft des **FORUM CLASSICUM** beiliegen. Bitte melden Sie sich bis zum **25. Februar 2010** an. Am bequemsten geht dies online unter der Adresse www.altphilologenverband.de/Kongress2010/anmeldung. Eine spezielle Anmeldung für die Arbeitskreise ist nicht erforderlich.

An dieser Stelle möchte ich mich schon jetzt bei all denen ganz herzlich bedanken, die mit ihrem enormen Einsatz zum Gelingen des Kongresses beitragen!

Ich würde mich sehr freuen, Sie in großer Zahl beim Kongress begrüßen zu dürfen, um auf diese Weise mit großem Nachdruck auf unsere Arbeit eindrucksvoll aufmerksam zu machen!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr **STEFAN KIPF**
Vorsitzender des
Deutschen Altphilologenverbandes



Neu in der Universal-Bibliothek



Wie führte man im 2. Jahrhundert v. Chr. einen landwirtschaftlichen Betrieb im Mittelmeerraum? Cato gibt Ratschläge und Anweisungen zu allen Fragen der Gutsführung: von der Viehzucht über die Schädlingsbekämpfung bis hin zu Kochrezepten und magischen Ritualen. – Die älteste erhaltene lateinische Prosaschrift im Original und einer neuen Übersetzung.

Nähere Informationen unter
www.reclam.de

**Cato: De agri cultura /
Über die Landwirtschaft**
Lat./Dt. · Übers.: H. Froesch
272 S. · UB 18678 · € 8,00

**Ingemar König:
Der römische Staat**
Ein Handbuch
456 S. · UB 18668 · € 11,80

**Augustinus: Confessiones /
Bekenntnisse**
Lat./Dt. · Übers., hrsg. u. komm.:
K. Flasch u. B. Mojsisch
810 S. · UB 18676 · € 14,80

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen
Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156-163155 Fax: 07156-163201
E-mail: lehrerservice@reclam.de

Reclam

Bildungsziele und die Didaktik des Lateinunterrichts

Ein Rückblick auf die Zeit von 1959 bis 2009

*Der folgende Beitrag erschien zuerst in dem eindrucksvollen, opulent ausgestatteten Band: *Gymnasium Dionysianum Rheine 1659-2009. Festschrift zum 350-jährigen Jubiläum. Steinfurt. Tecklenborg Verlag 2009, 488 S. – ISBN 978-3-939172-57-4. Wir danken dem um die Didaktik unserer Fächer hochverdienten Autor Professor Dr. Heinrich Krefeld und den Herausgebern des Bandes für die Erlaubnis zum Abdruck im FORUM CLASSICUM.* Die Redaktion*

Als die Richtlinien unseres Landes [Nordrhein-Westfalen] für den Unterricht in den Alten Sprachen an Gymnasien im Jahre 1952 erschienen, absolvierte der Verfasser sein 2. Ausbildungsjahr als Referendar im Studienseminar Dortmund. Im Fachseminar für die Altsprachler setzten wir uns angesichts des völligen Scheiterns der NS-Ideologie vom ‚Neuen Menschen‘ selbstverständlich mit der Frage auseinander, welchen Beitrag die Alten Sprachen in eine zeitgemäße und tragfähige Bildungskonzeption einbringen könnten und sollten. Hierbei spielten nicht nur die jüngst erschienenen Richtlinien und aktuelle Publikationen eine große Rolle, sondern auch die Fachliteratur aus den zwanziger und dem Anfang der dreißiger Jahre. In dieser dominierten zwei Aspekte, die Theorie der formalen Bildung, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgekomen war und zunehmend differenziert wurde, und der kulturkundliche, der das leitende Prinzip der preußischen Schulreform 1925 war.

Unter den aktuellen Publikationen nahm die Festschrift des Aachener Kaiser-Karl-Gymnasiums zum 350jährigen Bestehen der Schule einen besonderen Rang ein. Sie hatte in unserem Land schon bald nach ihrem Erscheinen im Jahre 1951 starke Resonanz gefunden, weil der Leiter der Schule P. SCHMITZ in einem grundlegenden Beitrag „Humanismus oder Humanitätsglaube? Versuch einer begrifflichen Klärung“ eine christlich-europäisch geprägte Bildungskonzeption zu begründen versuchte. Er glaubte, zwei Erscheinungsformen des

Humanismus aufzeigen zu können, einen anthropozentrischen, naturalistischen „Nur-Humanismus“ und einen theozentrisch-idealistischen „Voll-Humanismus des Abendlandes“.¹ Den anthropozentrischen, den der Sophist PROTAGORAS im 5. Jh. v. Chr. mit seiner These, der Mensch sei das Maß aller Dinge, begründete, habe über NIETZSCHE im 20. Jh. zum Ideal des selbtherrlichen Herrenmenschen geführt, dessen ‚Humanität‘ in Bestialität endete. Der theozentrische Humanismus dagegen habe sich auf der geistesgeschichtlichen Linie PLATO – VERGIL – AUGUSTINUS – PETRARCA – platonische Renaissance bis zum christlichen Humanismus im 19. Jh. entwickelt und seine Ausprägung in der *humanitas christiana* gefunden. Dieser Humanismus sei kein rückwärts gewandter ‚Konservatismus‘, sondern ‚Zuflucht ins Beständige, ins zeitlos Gültige!‘²

Mit dieser Zielsetzung stimmte die generelle Vorgabe der oben erwähnten Richtlinien überein. Deren Eingangssatz lautete: „Der altsprachliche Unterricht soll zu einem vertieften Verstehen und Erleben jener überzeitlichen Grundformen und Grundwerte führen, die unsere abendländische Kultur der Antike verdankt.“

Selbstverständlich bekannte sich zu diesen Zielen auch das von Franziskanern gegründete Gymnasium Dionysianum, als es 1959 sein dreihundertjähriges Bestehen feierte. So griff der damalige Schulleiter JOSEF FREY in seinem Beitrag „Zum Bildungsauftrag des Dionysianums“ die oben erwähnten Vorgaben und deren Begründungen auf. Er hielt es unter dem Hinweis auf den „Leidensweg eines natürlichen Humanismus“ und auf „den gescheiterten Versuch, unter Berufung auf die Antike den autonomen Menschen zu schaffen“ in Übereinstimmung mit der Intention der Gründungsväter der Schule für geboten, dass diese „dort, wo Tradition und Gegenwart, geistige Herkunft und zeitnaher Auftrag eindeutig auf ein christliches Bildungsziel hinweisen, dieses Ziel auch bekennen und ausformen muß.“³ Es hatte in

den unter den Vorgaben WILHELM HILGENBERGS in der Nachkriegszeit geschaffenen Fenstern der Aula schon sichtbaren Ausdruck gefunden.

So erteilte man übrigens damals an den christlich geprägten Gymnasien beider Konfessionen der Bildungsidee WILHELM V. HUMBOLDTS eine mehr oder weniger deutlich formulierte Absage. Als Reformator des Schulwesens in Preußen und als Begründer des neu konzipierten humanistischen Gymnasiums fand er zwar weithin große Anerkennung; man übersah aber auch nicht seine antichristliche Einstellung, wie sie etwa in einem seiner Briefe an GOETHE zum Ausdruck kommt. Ihm schrieb er am 23. August 1804, durch das Christentum „wurde der Mensch so mürbe gemacht, daß natürliche Ruhe, ungestörter innerer Friede auf ewig für ihn verloren war und beide jetzt uns erst durch einen sauern Sieg erkämpft werden müssen.“⁴ Sein Lebensideal, das er durch eine stark idealisierende Betrachtung des Griechentums gewonnen hatte, war ein durch Selbstbildung autonomer Mensch.

Es gab also in den fünfziger Jahren, ähnlich wie schon Jahrzehnte zuvor, recht verschiedene Auffassungen von der weithin gepriesenen humanistischen Bildung. Es stellten sich ferner viele die Frage, wie sich denn im Unterrichtsalltag die hohen Ziele der Richtlinien verwirklichen ließen. Den formal bildenden Wert des Sprachunterrichts hielt man weithin für gegeben, vorausgesetzt, die Sprachvermittlung erfolgte schülergerecht, ebenso die Horizonterweiterung im Bereich der europäischen Literatur und Kultur. Aber: Gab es wirklich einen Automatismus im Sinne einer „humanistischen Erziehung“, von dem in vielen Plädoyers die Rede war? So hatte selbst der Philosoph KARL JASPERS in seinem stark beachteten Buch „Die geistige Situation der Zeit“ (1931) die Ansicht vertreten, nur diese Erziehung habe „die wunderbare Eigenschaft, daß auch schlechte Lehrer allenfalls ein Ergebnis erreichen können. Wer als Schüler die Antigone liest und nur von Grammatik und Metrik hört und sich gegen diesen Unterricht sträubt, kann doch ergriffen sein, weil der Text selbst vor ihm liegt.“⁵ Wenn viele diesem Optimismus auch mit einer gewissen Skepsis begegneten, so stand doch generell der Unterricht in den Alten Sprachen damals nicht zur Disposition.

Das änderte sich in den folgenden Jahren grundlegend. 1959 publizierte der Deutsche Aus-

schuss für das Erziehungs- und Bildungswesen den Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemeinbildenden Schulwesens. Er löste eine intensive Diskussion über Bildungsfragen aus. Während man systemintern die Strukturen der Seminausbildung diskutierte – in dieser Diskussion sprach sich der Verfasser 1964 gegen praxisferne große Seminarinstitute aus und setzte sich für eine praxisnahe Entwicklung der Fachdidaktiken ein⁶ –, nahm in der Öffentlichkeit die Kritik am überkommenen Bildungsbegriff und -system stark zu. Beide hielt man für antiquiert, elitär und jugendfern, darüber hinaus für unökonomisch. Nur durch grundlegende Reformen, so warnte 1965 GEORG PICHT, könne eine Bildungskatastrophe verhindert werden.

Zu einer Auseinandersetzung mit den Grundfragen humanistischer Bildung gab es also auch damals Anlass zur Genüge. Da in ihr die pädagogischen Gesichtspunkte zu kurz gekommen waren, brachte sie der Verfasser in einem Vortrag, zu dem die Gesellschaft für humanistische Bildung in Frankfurt 1966 eingeladen hatte, in die Diskussion ein. Er ging davon aus, dass jede Bildungsplanung den Schülern der Oberstufe, die sich in der Entwicklungsphase der Adoleszenz befinden – sie werde in der französischen Psychologie treffender als die der „Originalität“ bezeichnet –, durch ein Angebot von solchen Lektürestoffen gerecht werden müsse, die sich auf das Ganze des Menschen beziehen und zugleich auf eine relativ breit angelegte Auseinandersetzung mit der Welt. Daher laute die Kernfrage bei der Lektüre klassischer antiker Texte, die diesen Kriterien gerecht würden: „*Quid ad nos?* Was nutzt u n s dieses Erbe?“ Die Antwort hierauf sei das eigentliche Ziel humanistischer Bildung, und weil sich jede Generation diese Frage auf ihre Weise neu stellt, sei die Antwort auf sie keine „überzeitliche“, sondern immer wieder nur eine an Raum und Zeit gebundene. Dies mache ihre jeweilige Aktualität und zugleich ihren Reiz aus, zumal in beidem, in Frage und Antwort die Konstanz menschlicher Probleme sichtbar werde.⁷ Dieser Ansatz wurde seinerzeit begrüßt⁸ und findet nach wie vor Zustimmung. Er leitete, wie KLAUS WESTPHALEN später feststellte, „die didaktische Wende hin zur Interpretation“ ein.⁹

Doch die Gegner des altsprachlichen Unterrichts warteten mit neuen Argumenten auf. Am stärksten stellte ihn 1967 SAUL B. ROBINSON in Frage. Weil seiner Ansicht nach die bisherigen Bildungsprogramme auf die Funktionen einer früheren Bildungsperiode zugeschnitten seien und neue Bildungsansprüche blockierten, forderte er eine umfassende Bildungsreform. Hierbei ließ er sich von der utopischen Annahme leiten, es sei ein Curriculum möglich, das „auf der Basis einer mit optimaler Genauigkeit und Objektivität“ ermittelten Bestimmung künftiger Lebenssituationen entwickelt werden könne. Nach diesen Kriterien seien die Bildungsinhalte auszuwählen.¹⁰ In seiner Planung waren die Alten Sprachen völlig an den Rand gedrängt. Dagegen sprach sich im selben Jahr THEODOR WILHELM, ein angesehener Erziehungswissenschaftler, in seiner grundlegenden Publikation über die „Schule im Zeitalter der Wissenschaften“ für den Lateinunterricht aus; zwei seiner Funktionen könnten für die weiterführende Schule der Gegenwart von entscheidender Bedeutung sein, „die der Ordnungsstiftung im sprachlichen Raum und die der Unterstreichung der geschichtlichen Kontinuität“.

Ferner werde am Modell des Lateinischen am besten sichtbar, „was Sprache ‚leisten‘ kann und was nicht“; deshalb solle man „das Argument von den ‚abendländischen Werten‘ möglichst lange aus dem Spiel lassen“.¹¹ Diese Stellungnahme trug wesentlich zur Versachlichung der damals intensiv geführten Bildungsdiskussion bei.

Da es für viele der sich im Alltagsgeschäft verzehrenden Lateinlehrer kaum möglich war, sich mit all den kontrovers diskutierten Fragen kritisch-argumentativ auseinanderzusetzen, versuchte der Verfasser, ihnen in den didaktischen Vorbemerkungen zu dem Band Interpretationen lateinischer Schulaufgaben, der ein Jahr später erschien, Argumentationshilfen zu bieten. Dieser Band bot zehn Modellinterpretationen lateinischer Texte von Autoren der Universität und des Gymnasiums.¹² Die in den Kontext von Zeit und Gesellschaft eingebundenen Vorbemerkungen zeigten übrigens auf, dass kein Didaktiker noch den Standpunkt vertrete, von der Behandlung eines Gegenstandes gehe automatisch eine bestimmte Wirkung aus.

Während diese Argumente in vielen Bundesländern in der bildungspolitischen Diskussion Beachtung fanden, unternahm 1972 in unserem Land HERWIG BLANKERTZ, Vorsitzender der Planungskommission zur Vorbereitung des ‚Schulversuchs Kollegstufe NRW‘, in Übereinstimmung mit dem damaligen Kultusminister auf dem Kongress „Die Kollegstufe als Gesamtoberstufe“ in Dortmund den Versuch, in ihr die bisher getrennten Bildungsgänge der gymnasialen und der berufsbildenden Oberstufe zu integrieren. Er erklärte das Gymnasium für ‚tot‘; wenn es „auch Hervorragendes geleistet“ habe, so müsse die Pädagogik in der Kollegstufe „mehr Demokratie wagen“, dürfe nicht zu „Anpassung und Gehorsam“ erziehen, sondern müsse „gerade auch für die Arbeiterjugend, die Chance zur völligen beruflichen und politischen Mündigkeit“ bieten.¹³ Emanzipation war also das mit Emphase beschworene Ziel. Hierzu bemerkte THEODOR WILHELM in einem Vortrag in Kiel 1974 kritisch: „Wir müssen wissen, was wir tun, wenn wir die Emanzipationsbegriffe benutzen. Wir müssen wissen, welcher Bewusstseinsverengung wir uns damit unterwerfen.“¹⁴ So drifteten, unter Ausnutzung vager Rahmenvorgaben, auf die sich die Kultusministerkonferenz in der Bonner Vereinbarung 1972 geeinigt hatte, die bildungspolitischen Intentionen in den Ländern der Bundesrepublik auseinander.

In keinem dieser Länder standen damals dem Fremdsprachenunterricht so wenige Wochenstunden zur Verfügung wie in NRW. In den Jahrgangsstufen 9 und 10 waren dies nur je drei für Englisch und Latein, mit denen man die in den Jahren zuvor vermittelten Sprachkenntnisse bestenfalls festigen, aber nicht erweitern konnte. Auf die Folgen dieser sprachenfeindlichen Bildungsplanung wies der Verfasser zur Eröffnung der Fortbildungstagung des Landesverbandes NRW im Deutschen Altphilologenverband (DAV) 1975 in Münster hin,¹⁵ zugleich aber auch darauf, dass sich die Fachdidaktiker des altsprachlichen Unterrichts der Herausforderung der Curriculumreformer in erstaunlicher Offenheit gestellt haben. Die Altsprachler des Bayerischen Staatsinstituts für Pädagogik KARL BAYER, KLAUS WESTPHALEN und FRIEDRICH MAIER ergriffen als erste die Initiative. Sie ließen sich nicht von traditionellen Betrachtungsweisen leiten, sondern setzten sich mit den verschiedenen Curriculum-

theorien und Lernzielbeschreibungen auseinander, unternahmen darüber hinaus empirische Untersuchungen über die Effektivität des Lateinunterrichts, wobei sie auch systematisch Schüler befragten. Auf dieser Grundlage entwickelten sie eine neue Didaktik des Lateinunterrichts.

Zur Veranschaulichung der komplexen Vorgänge des Lernens, das die Vermittlung von Kenntnissen, Fähigkeiten und Verhaltensweisen zum Ziel hat, hatte man in der Verhaltensforschung wie in der Pädagogik in den Jahren zuvor mehrere Schemata entwickelt. Bei dem Bemühen, eine Lernzielmatrix für den Lateinunterricht zu erstellen, ging man von dem Ordnungsschema aus, für das sich der Deutsche Bildungsrat im Strukturplan für das Bildungswesen 1970 entschieden hatte: „Wissen, Reorganisation des Gewussten, Transfer, Problemlösendes Denken“. Auf diese vier Verhaltensklassen bezogen OTTO SCHÖNBERGER und KLAUS WESTPHALEN die Inhalte des Lateinunterrichts, die sie ebenfalls in vier Inhaltsklassen gliederten: Sprache, Literatur, Gesellschaft-Staat-Geschichte, Grundfragen menschlicher Existenz (Humanismus).¹⁶ Dieses Vorgehen war sachlich überzeugend, hatte darüber hinaus strategisch den großen Vorteil, dass sich der DAV eines Instrumentariums bediente, das in der veröffentlichten Meinung als maßgebend anerkannt war. Bald darauf legte der Didaktische Ausschuss des DAV die von KARL BAYER betreute grundlegende Publikation „Lernziele und Fachleistungen – Ein empirischer Ansatz zum Latein-Curriculum“ vor.¹⁷

Vergleicht man diese Matrix mit den affektiv überladenen Zielvorgaben aus den 50er Jahren, dann wird sichtbar, wie weit man sich von diesen gelöst hatte. Das war, wie KLAUS WESTPHALEN feststellte, eine ‚kopernikanische Wende‘. Und dennoch hatte dieses Modell einen Nachteil: Es wurde nicht dem Umstand gerecht, dass sich das schulische Lernen nicht auf den kognitiven Bereich beschränkt, sondern auch auf die Sensibilisierung von Wertvorstellungen und die Entwicklung von Handlungsdispositionen hinaus will. Das Werten, das Westphalen in „Bereitschaft, Freude bzw. Interesse“ aufschlüsselte,¹⁸ gehört aber zum Bereich der affektiven Lernziele, die nur, wie er zutreffend bemerkte, begrenzt überprüfbar sind.

Deshalb stellte sich die Frage, ob die von ihm vorgeschlagene Lernzielvorgabe „Wissen, Können, Erkennen, Werten“ dem Umstand gerecht wird, dass das Werten zu den höchsten Stufen des affektiven Bereichs gehört, ferner, ob nicht die höheren kognitiven Lernziele bestimmte affektive Verhaltensweisen voraussetzen.

Westphalens vorsichtiger Umgang mit diesen Komponenten des Lernens hob sich damals geradezu wohltuend ab von den einseitig ausgerichteten und affektiv überladenen Qualifikationsbeschreibungen, die in einigen Bundesländern für den politischen Unterricht vorgegeben waren. So hieß es etwa in den Richtlinien unseres Landes: „Fähigkeit und Bereitschaft, Vorurteile anderen Gesellschaften gegenüber abzubauen, die Bedingungen ihrer Andersartigkeit zu erkennen, gegebenenfalls für die Interessen der Unterprivilegierten zu optieren sowie Strukturveränderungen in der eigenen Gesellschaft um einer gerechteren Friedensordnung willen zu akzeptieren“.¹⁹ Im Vergleich zu diesen indoktrinierenden Zielvorgaben waren die DAV-Richtlinien des Jahres 1952 geradezu harmlos. So hatten sich die Zeiten geändert.

Zu einer sachlich weiterführenden Auseinandersetzung mit dem affektiven Bereich des Lernens bestand also Anlass zur Genüge. Sie wurde dadurch gefördert, dass die Ergebnisse der US-amerikanischen Lernforschung, die sich mit der Taxonomie von Lernzielen in diesem Bereich schon intensiv befasst hatte, in die deutsche Diskussion eingebracht wurden.²⁰ Die Anregung, sich mit diesen komplexen Fragen des Lernens auseinanderzusetzen, griff der DAV 1974 auf Anregung des Verfassers auf.²¹ Zu diesem Zweck wurde der Arbeitsausschuss Lernzieltaxonomie gebildet. Sein Ziel war es, die vorhandene Matrix des DAV zu ergänzen. Analog zu den vier kognitiven Lernstufen beschränkte er sich deshalb auf vier affektive, wobei er auf das dialektische Verhältnis der kognitiven und der affektiven Lernstufen zueinander aus methodischen Gründen nicht näher eingehen konnte. Er entschied sich für die vier Lernstufen „Beachten von Stimuli (Faktoren, die Aufmerksamkeit erwecken), Reagieren, Interesse, Entscheiden“. Sie wurden näher aufgeschlüsselt – wie, das sei, was im Zusammenhang dieser Darstellung von besonderem Interesse sein

dürfte, am Begriff „Entscheiden“ aufgezeigt. Es wurde gegliedert in: „Werten, Eintreten für eine Entscheidung, Bereitschaft zum Überprüfen von Entscheidungen“. Hierbei ließ sich der Ausschuss von der von HEINRICH ROTH überzeugend dargelegten Auffassung leiten,²² dass es nicht Aufgabe des in der Schule organisierten Lernens sein kann, eine fest gefügte allgemeine Einstellung, etwa eine bestimmte Weltanschauung, zu intendieren; vielmehr müsse in dieser Stufe die „Offenheit für neue Wertungen“ zur Geltung kommen, zumal die Leistungen im affektiven Bereich im Unterschied zu denen im kognitiven nicht mess- und überprüfbar und dank der Individualität und der subjektiven Reaktion des Schülers auf Lernimpulse auch nicht im Voraus bestimmbar sind; daher lassen sie sich nur im Nachhinein feststellen und beurteilen.

Unter Berücksichtigung all dieser Faktoren konnte der Ausschuss aufzeigen, welchen Beitrag ein derartig reflektierter Unterricht zu den Lernzielen „Mündigkeit und Reife“ leisten kann, die die Bildungskommission des Deutschen Bildungsrates 1970 im Strukturplan für das Bildungswesen als oberste allgemeine Lernziele vorgegeben hatte. Hiermit stellte er zugleich die didaktische Multivalenz des Lateinunterrichts zeit- und sachgemäß dar. Nach der Präsentation dieser Arbeitsergebnisse auf dem Kongress des DAV in Köln 1976²³ erfolgten schon bald weitere Publikationen zu dessen Zielen und deren Begründung. Auch sie trugen wesentlich dazu bei, dass Latein als ein Kernfach des Gymnasiums wieder allgemein anerkannt wurde. Das wirkte sich später auch bei der Neuordnung des Schulwesens nach der Wiedervereinigung in den neuen Bundesländern aus.

Die Einführung der Erprobungs- bzw. Orientierungsstufe in der Jahrgangsstufe 5 in den Bundesländern im Jahre 1973 führte dazu, dass die Zahl der Schüler abnahm, die in der Klasse 5 mit Latein als Anfangssprache begannen. Dies hatte zur Folge, dass sich die Fachdidaktik in viel stärkerem Maße als bisher auf den Lehrgang Latein 2 mit Beginn in Klasse 7 konzentrierte. Sie musste sich insbesondere mit dem Problem beschäftigen, wie und wo angesichts der relativ geringen Stundenzahlen aus Gründen der Ökonomie des Lernens die traditionell systematisierende Behandlung der Satzlehre, die man als „Lernen

auf Vorrat“ bezeichnete, eingeschränkt werden könne. Zahlreiche Publikationen beschäftigten sich mit diesem Problem.

Zusätzlich wurde die fachdidaktische Diskussion durch die Frage belebt, wie weit im lateinischen Sprachunterricht die Ergebnisse und die Methoden der modernen Linguistik zu berücksichtigen und in die Lehre vom Satz aufzunehmen seien. Deren Verfechter plädierten dafür, großen Wert auf die Kenntnis und das Einüben textgrammatischer Faktoren zu legen. Diesem Ansatz folgten auch die Verfasser des Lehrplans für die S I unseres Landes, der 1993 erschien. Neben den verschiedenen Methoden der Satzerschließung, der „phrastischen Dekodierung“, müsse auch die satzübergreifende, die „transphrastische“ eingeübt werden, weil die satzbezogene Detailerschließung dann am besten gelinge, wenn ihr „transphrastische Operationen“ vorausgingen. Dieser textlinguistisch überfrachtete Ansatz, der vom Schüler ein hohes Maß an Sicherheit in der Differenzierung der Gliedsätze nach Arten, ferner unter funktionalen wie semantischen Aspekten verlangte, hat sich nicht durchgesetzt. Ganz abgesehen davon, dass er zu zeitraubend war, hätte er zu einem Überwuchern sekundärer Begriffssysteme wie z. B. Tempusrelief, Isotopie und dergleichen im Sprachunterricht geführt, die Schüler stark überfordert und auf die Frage nach der bildenden Wirkung eines derartigen Unterrichts keine überzeugende Antwort geben können.²⁴

Daher konzentrierte sich die Fachdidaktik auf die Frage, wie der Lateinunterricht zeitgemäß zu gestalten sei und wie dessen Teilbereiche Sprachwissen, Sprach- und Textreflexion sowie Sachwissen sinnvoll aufeinander bezogen werden können.²⁵ Die Reflexion über die Ziele und Methoden des Sprachunterrichts führte zur Entwicklung neuer Sprachlehrwerke. In diesen wurde nicht nur eine Synthese zwischen der Vermittlung solider Sprachkenntnisse und deren Ausrichtung auf die spätere Textarbeit gefunden, sondern es erfolgte durch geschickt aufgearbeitete Themenbereiche zugleich eine Einführung in die Kultur der Antike.²⁶ Ferner wurden die Textausgaben für die Autorenlektüre neu gestaltet. Sie bieten seitdem den Schülern zu der oft thematisch angelegten Textauswahl nicht nur Wort- und Sacherklärungen, sondern auch konkrete Aufga-

benstellungen, Leitfragen zur Texterschließung und Begleittexte zur kulturgeschichtlichen Einordnung und bzw. oder zur Aktualisierung der in den Texten gebotenen Themen. Schließlich sind in dieser Zeit auch die *Res Romanae*, das Standardwerk zur Einführung in die römische Kultur, unter verschiedenen Aspekten bis zur Ausgabe 2008 so weiterentwickelt worden, dass sie den Anforderungen des lateinischen Lektüreunterrichts unserer Zeit gerecht werden.

So leistete die Fachdidaktik des Lateinischen ihren Beitrag zu einer schülernahen, sachlich begründeten und zeitgemäßen Konzeption des Lateinunterrichts. Dies zeigt sich auf vielfältige Weise, auch, um auf den Anfang dieses Beitrags zu verweisen, in den 1999 erschienenen Richtlinien und Lehrplänen unseres Landes für den Lateinunterricht in der Sekundarstufe II.

Anmerkungen:

- 1) 350 Jahre humanistisches Gymnasium in Aachen. 1601-1951, S. 94f.
- 2) a. O. 100.
- 3) Festschrift des Gymnasium Dionysianum in Rheine 1959, S. 9.
- 4) Wilhelm von Humboldt. Auswahl und Einleitung von H. Weinstock. Fischer Bücherei Frankfurt a. M. 1957, S. 175.
- 5) K. Jaspers, Die geistige Situation der Zeit (1931). Sammlung Göschen 100. 2. Aufl. Nachdruck Berlin 1949, S. 122f.
- 6) Verf., Größere Praxisnähe der Referendarausbildung, in: Die Höhere Schule. Zs. des Deutschen Philologenverbandes e.V., Düsseldorf 1964, 17, H. 7, S. 148ff.
- 7) Verf., Berufsvorbereitung und grundlegende Geistesbildung. Heutige Aufgaben des Gymnasialunterrichts. Probleme der humanistischen Bildung, Frankfurt am Main, H. 9., 1967, S. 24.
- 8) Rezension von K. Bayer in: Gymnasium. Zs. für Kultur der Antike und humanistische Bildung, Heidelberg 75, 1968, S. 280f.
- 9) K. Westphalen, Lektüre als Didaktikum. Ein Beitrag zur historischen Didaktik, in: St. Kipf, Alte Texte in neuem Rahmen. Innovative Konzepte zum lateinischen Lektüreunterricht, Bamberg 2001, S. 139. – St. Kipf, Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland. Historische Entwicklung und methodische Grundfragen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Bamberg 2006, S. 346.
- 10) S. Robinsohn, Bildungsreform als Revision des Curriculum, Neuwied-Berlin 1967, S. 47.
- 11) Th. Wilhelm, Theorie der Schule. Hauptschule und Gymnasium im Zeitalter der Wissenschaften, Stuttgart 1967, S. 228 und S. 392.
- 12) Rezension der 2. erweiterten Auflage 1970 von K. Bayer in: Gymnasium 79, 1972, S. 250f.
- 13) H. Blankertz, Kollegstufe in Nordrhein-Westfalen, in: Frommberger, Rolff, Spies, Die Kollegstufe als Gesamtoberstufe, Braunschweig 1972, S. 21f.
- 14) Th. Wilhelm, Emanzipation – Pädagogischer Schlüsselbegriff oder Leerformel. Schriftenreihe der Landesregierung Schleswig-Holstein, H. 19, Kiel 1974, S. 22.
- 15) Verf., Welche Zukunft hat das Lateinische? Bildung aktuell, hrsg. vom Philologen-Verband NRW, Düsseldorf, H. 10, 1975, S. 282ff.
- 16) Näheres hierzu bei Kipf, 2006 a. O. S.193 ff.
- 17) Beiheft zu: Der altsprachliche Unterricht XVI 1973.
- 18) K. Westphalen, Praxisnahe Curriculumentwicklung. Eine Einführung in die Curriculumreform am Beispiel Bayerns, Donauwörth 1973, S. 48.
- 19) Erlass des Kultusministers NRW v. 29. 3. 1973, in: Viel zu wissen ist zu wenig. Dokumente und Meinungen. H. 9 des Presse- und Informationsamtes NRW, Düsseldorf 1973.
- 20) Achtenhagen-Meyer, Curriculumrevision. Möglichkeiten und Grenzen, München 2/1971, S. 87ff.
- 21) Verf., Formen der Curriculumentwicklung, Gymnasium 82, 1975, S. 280ff.
- 22) H. Roth, Pädagogische Anthropologie, II: Entwicklung und Erziehung, Hannover 1971, S. 185.
- 23) Verf., Bericht über die Arbeit des Ausschusses Lernzieltaxonomie im DAV, Gymnasium 84, 1977, S. 291ff. Zusammenfassung des Beitrags unter dem Stichwort Lernzielmatrix in: Frings-Keulen-Nickel, Lexikon zum Lateinunterricht, Freiburg-Würzburg 1981, S. 187f.
- 24) Verf., Das Umfeld und die Ziele von Latein 2. Vortrag auf der Tagung der Akademie für Lehrerfortbildung Dillingen am 20.11.1992 in Gars. Mitteilungsblatt des DAV, Heidelberg 1/93, S. 8ff.
- 25) Hierzu ausführlich Kipf 2006 a. O. S. 239ff.
- 26) Auf diesem Gebiet der Fachdidaktik hat Friedrich Maier in vielen Publikationen Pionierarbeit geleistet, vor allem in: Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt, 1-3, Bamberg 1979-85.

HEINRICH KREFELD, Rheine

Die Mittelstufe des Gymnasiums als neue Herausforderung

Didaktische Vorgaben in den Lehrplänen

„Latein ist tot. Es lebe Latein!“ In der Tat Latein lebt, aber das Fach, in dem es am Gymnasium vermittelt wird, steckt in einer prekären Lage. Die Lateinlerner nehmen – immer noch – an Zahl zu, doch die Substanz des im Unterricht Vermittelten schrumpft. Der Grund liegt in der wiederum verringerten Stundenzahl und in der bislang erkennbaren Tendenz, dass bei weitem die meisten der Schülerinnen und Schüler das Fach Latein nach der 9. oder 10. Jgst. abschließen. Das System bietet diese Möglichkeit. Da deshalb nur ein Jahr, allenfalls zwei Jahre für den Lektüreunterricht zu Verfügung stehen, bleibt den meisten das Telos vorenthalten, das Ziel, an dem sich das Leistungsangebot des Faches „vollendet“. Nur wenige Autoren, wenige Werke werden gelesen. Das Bild, das die Lateiner von der Antike erhalten, ist kaum mehr als ein Torso.

1. Lektüremaxime:

Das Beste ist gerade gut genug.

Natürlich wird den jungen Menschen – ihrem Aufnahmevermögen entsprechend – von der ersten Stunde des Sprachunterrichts an die Welt der Antike präsentiert; mit Recht stellen deshalb die Sprachlehrbücher dazu in Text und Bild die Materialien bereit. Doch in dieser Phase hat unbedingt das Erlernen der Sprache den Vorrang; Geschichte und Kultur bilden allenfalls den Hintergrund. Zur Auseinandersetzung mit den großen, seither die Menschheit bestimmenden Themen der antiken Autoren kann es jedoch nur im Lektüreunterricht an den originalen Texten kommen. Was aber bietet man in den wenigen Stunden zur Lektüre an und wie am wirkungsvollsten? Die Antwort darauf kann nur lauten: Das Beste ist gerade gut genug.

Darin, solches möglich zu machen, liegt für die neue Didaktik des Faches die größte Herausforderung. Gewiss ist der zusammenfassende Rückblick über die Geschichte des Lateinunterrichts, zumal wenn er den geradezu revolutionierenden Umbruch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts systematisch erforscht, eine notwendige und höchst aner kennenswerte Leistung. Doch die Fachdidaktik Latein darf keinesfalls wie ihr

fachwissenschaftliches Pendant mit dem Rücken zur Zukunft stehen. Ihr Blick ist nach vorne gerichtet. Die Ergebnisse der historischen Forschung kommen erst dann – dem Anspruch an die Disziplin entsprechend – zur vollen Geltung, wenn sich aus ihnen Konstanten in der Fachpräsentation gewinnen lassen, die für die Bewältigung aktueller Probleme von Nutzen sind.

Eine dieser Konstanten ist mit Sicherheit die Erkenntnis, dass sich das Fach Latein nicht mehr allein mit den sprachlichen Fachleistungen begnügen und rechtfertigen kann. Sicher sind die Erwartungen der Eltern, die ihre Kinder in den Lateinunterricht schicken, vorrangig auf den Erwerb eines erhöhten Sprachverständnisses gerichtet, sie erhoffen sich jedoch vom Fach, wie eine repräsentative Untersuchung zeigt, noch anderes. Es ist deshalb gut, wenn heute die Fachdidaktik wie die Fachpolitik *una voce* mit Nachdruck nach innen und außen betonen, dass Latein auch und gerade über die Inhalte seine nachhaltige pädagogische Wirkung entfalte.

2. Das „Kompetenzprofil“

von Latein als Lektüreunterricht

In den neuen Lehrplänen für das Fach Latein hat sich dieses Kernprinzip bundesweit verwirklicht. Das Fachprofil der Mittelstufe ist von den sprachprägenden und kulturstiftenden Leistungen gleichermaßen bestimmt, mit markanten Formulierungen. Neuerdings sind diese Leistungen – „einem internationalen Trend folgend“ (so Bildungsplan Baden-Württemberg) – fast durchgehend abgestellt auf den kategorialen Begriff der „Kompetenz“. Kompetenzen sind nicht nur auf Kenntnisse und Fähigkeiten ausgerichtet, sie betreffen auch Einstellungen und Verhaltensweisen. In den Lehrplänen begegnen jedoch nach wie vor auch die Begriffe „Ziele“ und erstmals „Standards“. „Ziel“ ist Absender-orientiert (Was sollen die Lehrenden anstreben?). „Kompetenz“ ist Empfänger-orientiert (Was sollen die Lernenden erreichen?). „Standards“ beschreiben das Abschlussniveau, das in dem einen oder dem anderen Fall erreicht werden soll.

Das „**Kompetenzprofil**“ des lateinischen Lektüreunterrichts in der neuen Mittelstufe hat in den Lehrplänen einen mehr oder minder großen, aber stets wohl überlegten Rahmen für dessen Umsetzung erhalten. Allerdings driften, wie erste Erfahrungsberichte zeigen, in der Unterrichtspraxis Idee und Wirklichkeit noch weit auseinander. Die erreichten Fähigkeiten in der Sprachbeherrschung und Übersetzungsleistung genügen meist nicht den vielen und oft hochgesteckten Leistungsanforderungen. Diese Kluft zu schließen ist wohl die Hauptaufgabe der Fachdidaktik. Sie betrifft die Methoden und Materialien der Unterrichtsgestaltung. Dazu werden in den Lehrplänen hilfreiche, zuweilen sehr detaillierte Hinweise gegeben.

In keinem der Lehrpläne fehlt der Auftrag zur **Interpretation**. Wie diese aber geschehen soll, ist, wenn überhaupt, nur vage angedeutet. Es fehlt nachweislich eine systematische, wissenschaftlich begründete Interpretationslehre, mit der aus dem Text zielgerichtet an der sprachlich-stilistischen Formation und der begrifflichen Durchdringung der Inhalt erschlossen und so erhellend und energisch dem Leser präsentiert werden kann, dass er ihn begreift und sich damit gedanklich, vielleicht auch emotional auseinanderzusetzen bereit ist. Nur eine solchermaßen „dynamische“ Interpretation, die von einem Ausgangspunkt zu einem fixierbaren Ergebnis führt, erzielt pädagogische Wirkung. Eine nur paraphrasierende Wiedergabe des Inhalts ist keine Interpretation.

Stark betont ist in den ministeriellen Rahmenvorgaben auch die Berücksichtigung der **Rezeption**. Die jungen Leser würden beim Aneignen der antiken Stoffe „auch ihre Rezeption bis in die Gegenwart kennen lernen“ (Berliner Lehrplan). Der Lektüreunterricht „verdeutliche an Beispielen der lateinischen Literatur den Sachverhalt von Rezeption und Tradition“ (Lehrplan NRW). Der wirkungsgeschichtliche Impetus gerade der lateinischen Texte für den Aufbau einer kulturellen Tradition wird mit Recht als beweiskräftiger Beleg für die pädagogische Leistung des Lateinunterrichts betont. Allerdings sind Hinweise darauf, wie solche Rezeptionsdokumente in eine funktionale Verbindung zur Interpretation zu bringen sind, eher spärlich.

Das Arbeitsmaterial für den Lektüreunterricht sind die **Textausgaben**. Sie haben heute in aller Regel einen Standard erreicht, der dem Anspruch der Lehrpläne genügt. Wer heute noch gegen den Einsatz von bunten Bildern, Ergänzungstexten, Analyse-Skizzen votiert, wer gar die absolute Dominanz des Lateintextes mit *sub-linea*-Kommentar anmahnt, findet in keiner der ministeriellen Richtlinien Rückhalt. Die graue Eminenz eines bloßen Textangebots ist nicht mehr gewollt. Das Bayerische Staatsministerium hat sogar für die Zulassung von Textausgaben ausdrücklich u. a. „Bild- und ggf. auch kartographisches Material und nach Möglichkeit antike und/oder moderne Vergleichs- und Ergänzungstexte“ zur Bedingung gemacht. Wie anders ließe sich, was ausnahmslos in allen Lehrplänen gefordert wird, die Rezeptionswirkung der antiken Texte zur Geltung bringen!

Das „Kompetenzprofil“ für die Lateinlektüre differenziert sich – mit geringen Unterschieden – in den Lehrplänen der Bundesländer aus in Sprachkompetenz und Textkompetenz für die Übersetzungsarbeit, in Kulturkompetenz, literarische Kompetenz und Selbstkompetenz für die Interpretationsarbeit. Sozial- und Methodenkompetenz sind beiden Bereichen gleichermaßen zuzuordnen. Kulturkompetenz wird durchgehend im Vermittlungsprozess der „**historischen Kommunikation**“ angestrebt. In den Lehrplänen von NRW, Hessen, Berlin ist diese nachdrücklich betont und definiert. In einem Dialog mit dem lateinischen Text würden sich die Schülerinnen und Schüler über die darin enthaltenen Aussagen und Fragestellungen auseinandersetzen und Beziehungen zu ihrer eigenen Zeit und Lebenssituation herstellen, wobei ihnen Elemente von Kontinuität und Wandel bewusst würden. Die Selbstkompetenz wird vornehmlich gefördert „durch Vergleich, Wertung und Übertragung verschiedener Deutungsversuche auf Grundfragen der eigenen Existenz“ (Lehrplan Thüringen).

3. Bildungsschwerpunkte:

Europa-Bildung und Persönlichkeitsbildung
Zwei Bereiche schälen sich in allen Lehrplänen, angestrebt durch die beiden genannten methodischen Prinzipien, als Bildungsziele heraus:

Europa-Bildung und Persönlichkeitsbildung – eben die Bildungserwartungen, die nach dem Votum der Eltern vom Lateinunterricht im Bereich der Lektüre vornehmlich erfüllt werden sollen. Dass Latein durch seine Texte authentisch mit den Grundlagen der europäischen Kultur vertraut macht und so zur Identitätsfindung der Europäer entscheidend beitragen kann, ist in allen Lehrplänen mehr oder minder nachdrücklich betont. „Die in der Antike gelegten Wurzeln“ unmittelbar vor Ort kennenzulernen, stützt und fördert – ein Argument, das selbst die schärfsten Gegner des Faches nicht entkräften können – das, was man „das kulturelle Gedächtnis Europas“ nennt.

Persönlichkeitsbildung wird in einigen Lehrplänen *expressis verbis* apostrophiert: Nach dem Lehrplan von Sachsen-Anhalt würden bei der Textlektüre Fähigkeiten, aber auch Einstellungen und Verhaltensweisen vermittelt, die „die freie Entfaltung der Persönlichkeit“ ermöglichen. Der Lehrplan Bayerns betont den Beitrag des Faches „zur Persönlichkeitsentwicklung“, der Hessens den Beitrag „zur Erziehung des jungen Menschen zu einer sittlichen Persönlichkeit“. Nach dem Lehrplan von NRW ist die Textarbeit bewusst und zielstrebig auf die Selbstkompetenz der Lernenden auszurichten, „wenn die Jugendlichen sich zu selbständigen Persönlichkeiten heranbilden sollen“. In diesem Sinne ist zielstrebige Arbeit als Interpretation von Texten zu verstehen, die, wie es etwa im Lehrplan von Thüringen steht, „politische, religiöse und moralische Wertvorstellungen“ thematisieren. Sinnfindung und Orientierung in der Welt, Bereitschaft zur Toleranz, Wertebewusstsein, Weltoffenheit, Grundfragen der eigenen Existenz sind dafür die einschlägigen Stichwörter in den Lehrplänen.

4. Der Umgang mit dem „Angebot der Antike“

In den beiden Fällen, der Europa-Bildung und der Persönlichkeitsbildung, ist ein unterschiedlicher Umgang mit dem „Angebot der Antike“ in den Lehrplänen erkennbar. Was aus den lateinischen Texten erarbeitet wird, kann einerseits als komplementär zu den aktuellen Erfahrungen, als **Gegenbild** zur heutigen Welt verstanden sein.

Dabei ermögliche, so der Hamburger Lehrplan, der Perspektivenwechsel „die Reflexion über die Gegenwart“, die kritische Distanz zur eigenen Zeit. Die Lektüre der römischen Autoren soll andererseits **bleibende Konstanten** in einer sich über Jahrtausende hin entwickelnden Kulturtradition offen legen, mit dem Effekt, dass man die heutige Welt und die eigene Lebenssituation von den geschichtlichen „Vorerfahrungen“ der damaligen Menschen her besser versteht. Solches Verständnis ist nützlich „für die persönliche Orientierung im Kontext sozialer Verantwortung“ (Lehrplan Rheinland-Pfalz). In jeder Hinsicht stellt sich der angestrebte Effekt nur ein, wenn sich die Lernenden „**ein breites Orientierungswissen**“ oder „**Grundwissen**“ (Lehrplan Bayern) in den behandelten Lektürefeldern aneignen.

Die beiden Prinzipien Kontrast und Konstanz im Umgang mit den antiken Texten werden in den Lehrplänen als sich ergänzende, gleichermaßen wichtige methodische Vorgehensweisen betont. Es geht beim Bemühen um die Originaltexte sowohl um deren Sitz in der Geschichte wie auch um deren Sitz im Leben. **Aktualisierung** ist deshalb genannt oder ungenannt in allen Rahmenrichtlinien ein notwendiges Unterrichtsprinzip der Lateinlektüre in der Mittelstufe. Der Bau einer „Brücke zwischen Antike und Gegenwart“ (Lehrplan Bayern) ist didaktisches Gebot schlechthin. In diesem Zusammenhang kommt auch der Begriff des „**Modells**“, des „Modellhaften“ ins Spiel, mehrfach wörtlich so genannt. Etwa: die Aktualität der lateinischen Texte manifestiere sich darin, dass „sie Grundfragen der Menschheit in exemplarischer und modellhafter Weise problematisieren“ (Lehrplan Hessen). Der Begriff des „Modells“ ist hinsichtlich seiner didaktischen Funktion in den letzten 30 Jahren hinreichend geklärt worden.

Es herrscht Übereinstimmung darüber, dass „Modell“ nicht mehr im Sinne von „Vorbild“, von „nachahmenswertem Beispiel“ zu verstehen ist. Er meint heute vielmehr das „Denkmuster“ (Berliner Lehrplan), **Anschauungsmuster**, an dem der nachdenkliche Mensch Grundbefindlichkeiten der Welt um sich und in sich gründlich studieren kann. Verdeutlicht wurde dieses Verständnis durch die Wortprägung „Denkmodell“.

„Die Schülerinnen und Schüler erkennen in antiken Denkmodellen sowohl die historische Bedingtheit als auch die anhaltende Aktualität.“ (Lehrplan Rheinland-Pfalz) Die Antike als das „nächste Fremde“ (im Lehrplan Thüringens wörtlich so zitiert) steht als Leitvorstellung hinter allen Lehrplankonzeptionen.

Das Gegeneinanderstellen von Antike und Gegenwart – unabhängig davon, ob man das Gegensätzliche oder das Konstante mehr betont – verlangt die intensive Anstrengung, im **Symbol-system der Sprache** Zusammenhänge zwischen räumlich und zeitlich weit auseinander liegenden Erfahrungsfeldern denkend zu erschließen. Dabei wird notgedrungen **historisches und kulturelles Wissen** aktiviert und angeeignet, ein Bildungsvorgang, der der wieder und neu betonten Vorstellung entgegenkommt, dass „der Zusammenhang einer Gesellschaft primär durch Geschichte und Kultur gesichert wird“. Und da neuerdings „viel wissen und klar denken“ als Bedingungen für ein erfolgreiches Studium beim Gymnasium angemahnt werden, integriert sich das Fach Latein – nach Ausweis der Lehrpläne – auch mit seinem Lektüreprogramm fest in das Profil eines zukunftsfähigen Gymnasiums.

5. Humanistische Bildung als Programm

Welcher Begriff eignet sich für eine auf solche Kompetenzen gerichtete und unter solchen Vorzeichen vermittelte Bildung? „Altsprachliche Bildung“ ist allein schon wegen der Konnotation von „alt, altbacken, obsolet“ nicht mehr passend und außer Kurs. „**Klassische Bildung**“, heute öfter verwendet, ist gewiss eine unverfängliche und historisch weniger belastete Verbindung, doch fehlt ihr, da sie für einen Außenstehenden formal nur die von den klassischen Sprachen vermittelte Bildung anzeigt, alle programmatische Aussage. Welche Bildungsidee oder welches Bildungskonzeption das Fach bestimmt, bleibt unter einem solchem Titel im Verborgenen.

Der von der Sache und dem Anliegen her geeignetste Begriff ist nach wie vor „**humanistische Bildung**“. In den Lehrplänen ist vom „*Humanum*“ die Rede, das die Textlektüre „in seinen positiven wie negativen Aspekten beleuchtet“ (Lehrplan Hessen), von Humanität als einem

Wert, der zu Toleranz, zum Verständnis von Menschen anderer Kulturen, zur Achtung der Würde des Menschen, zur Wertschätzung des Friedens u. a. m. Anstoß gibt.

Die die Selbstkompetenz des Heranwachsenden konstituierenden Einstellungen und Verhaltensweisen haben eine zutiefst humane Dimension. Auch und gerade die Formulierungen in den Lateinlehrplänen zeigen dies nachdrücklich an.

Es ist erwiesen, dass bereits CICERO den Begriff *humanitas*, von dem her man das Adjektiv „humanistisch“ bewusst als aussagekräftige Prägung geschaffen hat, im doppelten Sinn von „Bildung“ und „Menschlichkeit/Mitmenschlichkeit“ verwendete und in der Verwirklichung dieses Wertes ein Zeichen des höher, philosophisch gebildeten Menschen sah. Man weiß zudem, dass seit Cicero das Wort immer in dem von ihm verstandenen Sinne verwendet worden ist. Von seiner sprachlichen Wurzel und von seiner historischen Funktion her ist deshalb „humanistische Bildung“ die einzige sinnvolle Benennung.

Der Begriff ist Programm. An einem humanistischen Gymnasium vermittelt man humanistische Bildung. An anderen Gymnasien ist diese programmatische Benennung die *differentia specifica* des Faches Latein zu den anderen Disziplinen. Dieses Markenzeichen sollte gewiss nicht ohne Attraktivität sein. In unserer zunehmend inhumaner werdenden Welt, in dem Wirtschaftsindikatoren alle Humanwerte zu dominieren drohen, in einer Welt, in der die Menschen schon von Kindheit an in per Hightech arrangierten Horrorszenarien virtuell und – man tötet um die Wette – bedenkenlos agieren.

6. Kern- oder Basisautoren

Die Lehrpläne legen innerhalb des bildungstheoretischen Rahmens, mit dem sie das Fach in das Bildungskonzept des modernen Gymnasiums einpassen, Schwerpunkte für die Lektürearbeit in der Mittelstufe fest. Sie betreffen einerseits die Autoren und Texte, andererseits Vorgaben für die Interpretation, deren Erfüllung die Theorie des Lehrplans und Praxis des Unterrichts zusammenführen soll. Quer durch alle Lehrpläne der Bundesländer schälen sich – für die Jahrgangsstufen 9 und 10, gleichermaßen für L1 und L2

– einige wenige **Kern- oder Basisautoren** heraus, deren Lektüre fast überall verbindlich ist. Ihnen sind fakultativ oder ergänzend noch andere, vor allem spätantike, mittelalterliche und neuzeitliche Schriftsteller beigelegt, um an ihnen zumindest

ansatzweise die Kontinuität der europäischen Kulturtradition den Lernenden ins Bewusstsein zu bringen.

Die folgende Übersicht mag dieses **bundeseinheitliche „Kern-Curriculum“** verdeutlichen:

Autoren	Werke	Interpretationsvorgaben
Nepos	Biographien	Dramatische Lebensschicksale großer historischer Gestalten – Wendepunkte der Weltgeschichte (z. B. Themistokles, Thrasybulos, Hannibal).
Caesar	<i>Bellum Gallicum</i> , <i>Bellum civile</i>	Macht und Moral, <i>bellum iustum</i> als Grundlage des römischen Imperialismus. Leserlenkung als Mittel der Propaganda. Die Freiheit der Barbaren. Weltherrschaftsambition, Zerstörung der Republik. Ein Täter der Weltgeschichte.
Cicero	Reden Briefe	Taktik der Psychagogie auf der Bühne. Redekunst als Waffe. Einblicke in das private und politische Leben.
	Philosophische Texte	Weltentstehungstheorien. Ethische Grundlagen von Staat und Leben. Glücksmodelle der antiken Philosophenschulen.
Sallust (nicht überall vertreten)	<i>Coniuratio Catilinae</i>	Gesellschaftliche Missstände: Kluft zwischen Arm und Reich. Moralischer Verfall. Staatskrise durch Putsch-Versuch. Die Rolle von Frauen in der Politik.
Ovid	Metamorphosen <i>Ars amatoria</i>	Menschliche Triebstrukturen und Leidenschaften im Spiegel des Mythos. Große mythische Gestalten und ihre Schicksale in Original und Rezeption. Europäische Symbolfiguren und ihr „Sitz im Mythos“. Liebeslehre als kunstvolles Spiel mit dem Urtrieb des Menschen.
Catull	<i>Carmina</i> , bes. Lesbia-Zyklus	Liebe und Leidenschaft. Das Leiden des liebenden Künstlers.

6. Zukunftschancen?

Die alles überragende Aufgabe der Unterrichtenden wird sein: Wie gelingt die Integration der uralten Texte und ihrer Inhalte in die ganz andere Lebenswelt und in den Erlebnishaushalt der jungen Menschen von heute? Die Aufforderung, diese Aufgabe zu leisten, wiederholt sich geradezu formelhaft in allen Lehrplänen. Vor nicht allzu langer Zeit sah man die Chance dazu als gering an. Selbst Fachvertreter der Universität äußerten sich wenig optimistisch. „Die Klassische Philologie verzehrt an Schulen und Universitäten ihr Gnadensbrot, und die antike Hinterlassenschaft liegt liebevoll eingesargt in frostigen Sälen von Bibliotheken und Museen.“ So etwa der Althistoriker WERNER DAHLHEIM. Selbst MANFRED FUHRMANN, jener großartige Vorkämpfer für eine zeitgemäße Präsentation der Antike in der heutigen Welt, hatte wenige Jahre vor seinem Tod eine resignative Anwandlung. „Latein hat nur noch“, so äußerte er sich in Radio Bremen, „den Status von gesunkenem Kulturgut, das in alten Inschriften, in geflügelten Worten und wissenschaftlichen

Terminologien herumgeistert.“ Für Europa habe es keine „integrierende Kraft“ mehr.

Die Gegenwart liefert für solchen Pessimismus gewiss keine Gründe. Noch sprechen die Anmeldungen der Lateininteressenten an den Gymnasien eine andere Sprache. „Der Abschied von der Antike“ steht jedoch stets – und in Zukunft wohl mit immer dickeren Lettern geschrieben – als Menetekel an den Wänden der sich mehr und mehr wandelnden Schule. Es bedarf allen Einsatzes nicht nur der Fachdidaktik, sondern jedes Latein-Unterrichtenden vor Ort. Ohne die Kunst der Vermittlung, ohne die lebendige, auch kreative Begegnung mit den Ereignissen, Gestalten und Ideen jener fernen Vergangenheit, ohne die gleichzeitige leidenschaftliche und offensive Auseinandersetzung mit den Fragen der eigenen Zeit, ohne ein Quantum an Begeisterung für die Sache – auf Seiten Ihrer Vertreter – wird eine Zukunft für die Antike nicht oder kaum zu haben sein.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Das Mädchen von Andros – Sünderin oder Heilige?

Der Aufsatz stellt die überarbeitete Fassung eines Vortrags dar, der auf Einladung von Professor Dr. Severin Koster am 10. Februar 2006 im Rahmen der Erlanger DIDAGMATA gehalten wurde.

TERENZ hat es als Bühnendichter nicht leicht gehabt. Nicht nur, dass er sich immer wieder gehässiger Kritik missgünstiger Rivalen ausgesetzt sah, auch sein Publikum gab ihm Anlass zur Klage (vgl. *Hecyra*, prol. I, II), wenn es kurzerhand davonlief, um lieber Faustkämpfern, Seiltänzern oder Gladiatoren zuzuschauen. Keinem Geringeren als CAESAR (fr. IV 1 Klotz) schrieb man zu, Terenz, in dessen Stücken die Komik zu kurz komme, einerseits als *dimidiatus Menander* gerügt, andererseits im gleichen Atemzug freilich auch als *puri sermonis amator* gerühmt zu haben.

Die Ambivalenz dieses Urteils spiegelt die Diskrepanz wider, die sich aufzutun scheint,

sobald sich der wertende Blick auf Leistung und Bedeutung des Dichters richtet. Gewiss gehörte er im Mittelalter zu den meistgelesenen antiken Autoren; er prägte das lateinische Schulspiel des 16. Jahrhunderts, und GOETHE zeigte sich von ihm so beeindruckt, dass er zwischen 1801 und 1804 jedes Jahr eine seiner Komödien auf die Bühne des Weimarer Hoftheaters brachte.

Doch was zählen solche Meriten noch in einer Gesellschaft, die es verlernt hat, auf die Stimme des Herzens zu hören, die weder Zwischen- noch Obertöne kennt, die es gewohnt ist, nur dem Lauten, Grelle, Schrilla Beachtung zu schenken, die sich penetrant befleißigt, Persönlichstes ans Licht der Öffentlichkeit zu zerren und Intimstes als provokantes Spektakel zu inszenieren? In diesem Ambiente scheint Terenz nichts verloren zu haben. Denn sein Humor reizt nicht zu schenkelklopfendem Gelächter, sein



Abb. 1: Illustration zur „Andria“. Holzschnitt zur ersten illustrierten Terenz-Ausgabe. Straßburg, 1496

Witz erschöpft sich nicht in obszönen Zoten, seine Sprache erreicht keine tauben Ohren, und sein Gestaltungswille zielt nicht aufs Vulgäre und Gemeine.

Dennoch oder gerade deswegen darf Terenz nicht in Vergessenheit geraten. Wenn ihn auch nur wenige verstehen und schätzen werden, so sollte sich doch um dieser wenigen willen der Versuch lohnen, seine Stücke zu lesen.

Terenz liebt die leisen, aber eben dadurch um so eindringlicheren Töne. Er weiß um die Wirkung auch und gerade des unausgesprochenen Wortes. Seine sensibel nuancierende Sprache dringt in die Tiefe der Seele und weckt – oft eher zart andeutend als wirklich enthüllend – Empfindungen, in denen uns seine Bühnengestalten ganz nahe kommen. Wie verständnisvoll und einfühlsam können sie – ungeachtet aller Standesunterschiede und oft gegensätzlicher Absichten – miteinander um-, aufeinander zugehen! Hier zeigt sich der humanisierende Einfluss einer gereiften Kultur, die den Menschen selbst in der banalen Alltäglichkeit seines Daseins mit Charme und Würde bekleidet, ihn befähigt, sich selbstbewusst den Herausforderungen einer unberechenbaren Tyche zu stellen und ihrem Ränkespiel mit heiterer Gelassenheit das Beste abzugewinnen.

Natürlich ist das in diesen Kōmōdien zutage tretende Menschenbild ein ursprünglich hellenistisches. Aber deswegen braucht man nicht gleich tadelnd die Abhängigkeit des Römers von MENANDER, APOLLADOR oder DIPHILOS ins Feld zu führen. Abgesehen davon, dass Terenz sich seine Vorbilder gewählt und schon damit eine künstlerische Entscheidung getroffen hat, ist das, was wir tatsächlich vollständig besitzen, von Terenz, und die Sprache, in der diese bezaubernden Werke auf uns gekommen sind und wirken, ist Latein, *se in* Latein. Zudem lassen die Ergebnisse der Forschung mit zunehmender Deutlichkeit die Originalität des Römers erkennen, und sie darf mit einiger Sicherheit gerade für die Szene in Anspruch genommen werden, die im Mittelpunkt der folgenden Betrachtungen stehen soll, für den Eingang der *Andria*. Denn wenn Terenz im Prolog (9-14) auch zugibt, zwei Stücke MENANDERS, die *Andria* und die *Perinthia* ‚kontaminiert‘ zu haben, bezeugt doch der Kommentar des DONAT, dass

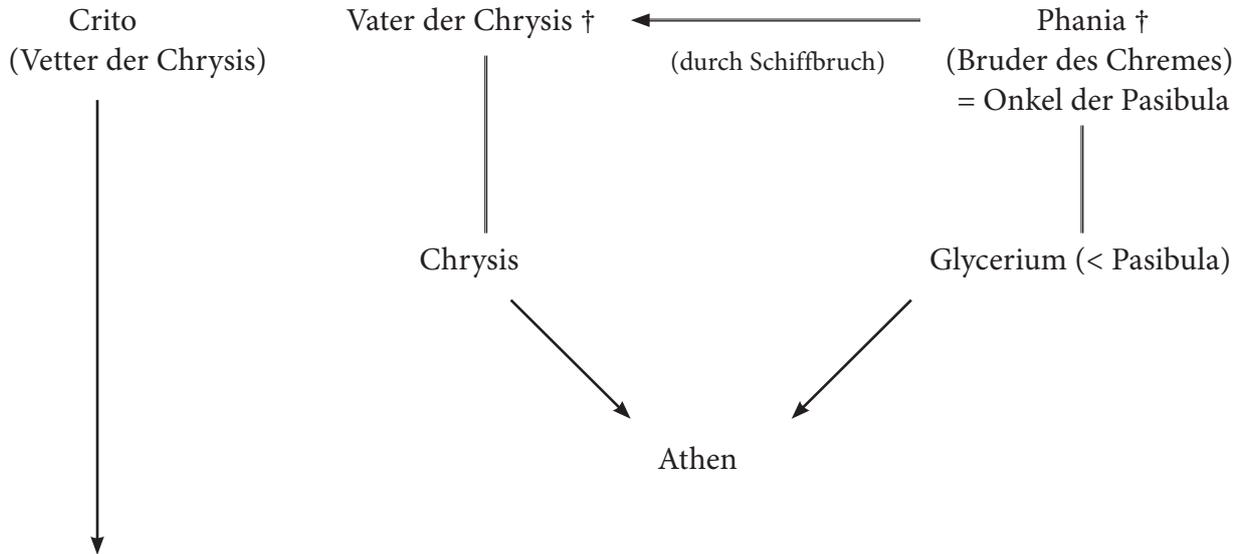
keine dieser Vorlagen eine wirklich vergleichbare Szene enthalten hat, dass Terenz davon vielmehr nur Anregungen empfangen hat, die ihn in schöpferischer Auseinandersetzung zu einer durchaus eigenen Gestaltung finden ließen.

Worum geht es in der *Andria*? – Ein Blick auf die beigegebene Skizze (Abbildung 2) sowie auf den Holzschnitt, der in seinen Einzelheiten die gesamte Komödie vor Augen führt (Abbildung 1), mag die rasche Orientierung erleichtern.

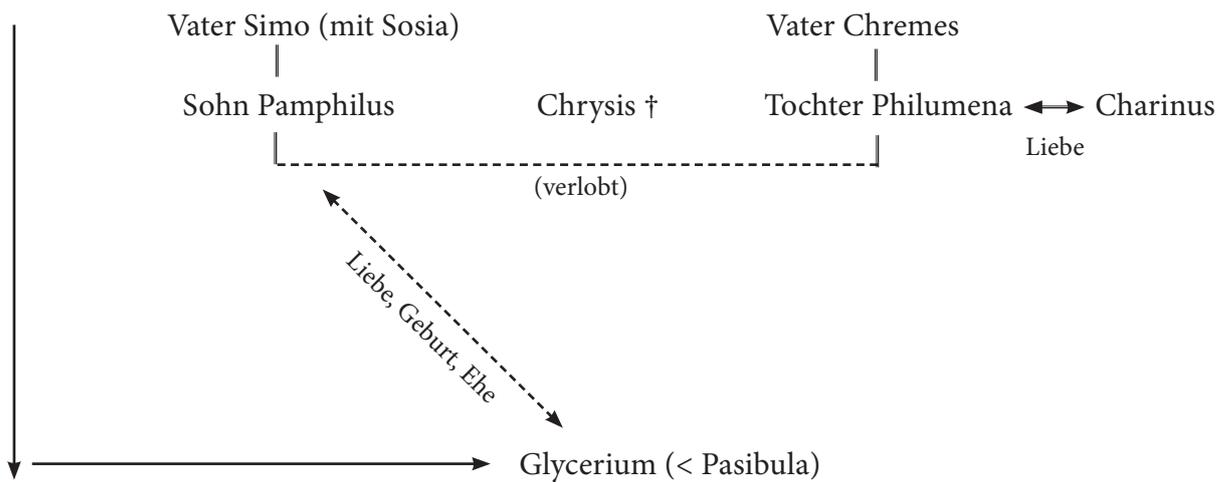
Wir befinden uns in Athen (also in der unteren Hälfte der Skizze). Zwei Väter, Simo und Chremes, sind übereingekommen, ihre Kinder, den Sohn Pamphilus und die Tochter Philumena, miteinander zu verheiraten; der Termin für die Hochzeit war schon festgesetzt. Doch die Väter haben die Rechnung ohne den Wirt gemacht; denn die Neigung der Kinder geht – die Väter ahnen davon freilich nichts – in andere Richtung: Pamphilus liebt eine gewisse Glycerium, die von ihm zwar bereits ein Kind erwartet, aber für eine legitime Verbindung nicht in Frage kommt, weil sie zu einer Hetäre namens Chrysis gehört und in deren Hause lebt. Für Philomena hinwiederum interessiert sich Charinus, ein Freund des Pamphilus. Chrysis stirbt, und bei ihrer Beerdigung kommt es zu einem Vorfall, der das Verhältnis des Pamphilus mit Glycerium an den Tag bringt. Während Chremes daraufhin die Verlobung als gelöst ansieht, glaubt Simo immer noch an eine bloß zeitweilige Verirrung des Sohnes und hofft, es werde sich noch alles ins Lot bringen lassen. Solcher Zuversicht droht dann freilich die Niederkunft der Glycerium (auf dem Holzschnitt sieht man sie links oben bereits im Kindbett) ein Ende zu machen. Die Situation ist verfahren, eine Lösung nicht in Sicht. Just in dem Moment erscheint, gewissermaßen als *deus ex machina*, Crito, ein Vetter der verstorbenen Chrysis, und er bringt die erlösende Aufklärung, die Anagnorisis: Glycerium ist gar nicht, wie man glaubte, eine Schwester der Hetäre, sondern die verlorene, längst totgeglaubte zweite Tochter des Chremes, die einmal Pasibula hieß. Als kleines Kind hatte sie ihr Onkel Phania auf eine Seereise mitgenommen, die in einem Schiffbruch vor der Insel Andros ihr schlimmes Ende fand. Und damit gelangen wir in den oberen Teil der

TERENZ, Andria

I Vorgeschichte auf ANDROS (außerhalb des Bühnengeschehens)



II Handlung in ATHEN



(bringt Aufklärung über die Identität der Glycerium)

Abb. 2: Strukturschema Terenz, Andria

Abbildung 2. Während der Onkel umkommt (auf dem Holzschnitt schaut sein Kopf links oben aus den Wellen), wird die kleine Pasibula gerettet (der Holzschnitt zeigt sie auf einem Floß schwimmend) und findet auf Andros mildtätige Aufnahme beim Vater der Chrysis, wo sie fortan unter dem Namen Glycerium lebt. Doch als der Hausherr stirbt und Chrysis zur mittellosen Waisen wird, entschließt sie sich, mit Glycerium nach Athen, in die Metropole zu gehen, weil sie glaubt, dort eher für sich und Glycerium sorgen zu

können. Anfangs schlägt sie sich in der Großstadt auch mit ehrlichem Broterwerb mehr schlecht als recht durch, bis sie entdeckt, dass sie einfacher und zugleich einträglicher aus ihrer Schönheit Kapital schlagen kann. Das ist dann der Stand der Handlung, in dem Pamphilus irgendwann die bei der Hetäre lebende Glycerium kennenlernt und sich sogleich in sie verliebt. Jetzt, nachdem Crito sie als Pasibula und damit als Athenerin und Tochter des Chremes identifiziert hat, herrscht überall eitel Wonne, der Hochzeit mit Pamphilus steht nichts

mehr im Wege, und auch Charinus bekommt seine Philomena. Dieses märchenhafte, glückliche Ende steht – so viel sei schon jetzt gesagt – in diametralem Gegensatz zu dem Ausgang des Geschehens, wie ihn der US-amerikanische Autor THORNTON WILDER für seine Adaptation des Stoffes in der Novelle *The Woman of Andros* ersonnen hat. Doch bevor wir uns ihr zuwenden können, ist zunächst die Stelle der römischen Komödie ins Auge zu fassen, von der Wilders 1930 entstandene Konzeption ausgeht.

Terenz eröffnet sein Stück – ganz offensichtlich anders als das bei Menander überhaupt der Fall gewesen sein kann – mit einer höchst bewegten, sogleich die Neugier des Publikums weckenden Szene: Eine Gruppe schwer beladener, unter ihrer Last fluchender und stöhnender Sklaven stolpert oder schleppt sich auf die Bühne. Ihr Herr, Simo, befiehlt ihnen, das Gepäck abzuladen und ins Innere des Hauses zu tragen. Allein zurück bleiben er und sein ihn begleitender Freigelassener Sosia, mit dem er nun, nach dem anfänglichen Durcheinander, unter vier Augen in Ruhe reden möchte, weil er ihm und natürlich auch uns, den Zuschauern, etwas anzuvertrauen hat, was vorläufig noch sein Geheimnis ist. Doch bevor er damit wirklich herausrückt, lässt uns der Dichter einen tiefen Einblick in das zwischen dem Herrn und seinem ehemaligen Sklaven gewachsene innige Vertrauensverhältnis gewinnen. Das geschieht auf eine so feinfühlig und vornehme Weise, dass die analysierende Philologie offenbar Mühe hat, es nachzuempfinden, und gern allerlei Spitzen und Seitenhiebe heraushören möchte. Doch darum geht es ganz und gar nicht! Von Bedeutung ist vielmehr, wie uns der Dichter die menschliche Nähe zwischen den beiden spüren lassen will, eine Nähe, welche Standesunterschiede, vom Schicksal gezogene Grenzen überwindet, um *dominus* und *libertus* in einem wechselseitigen Vertrauen zu vereinen, wie es SENECA (*epist.* 3) als Bedingung wahrer Freundschaft fordert. Allein vor diesem Sosia also kann und will Simo sein Geheimnis, das inzwischen – nach all den Bekundungen herzlicher Verbundenheit – noch geheimnisvoller geworden ist, lüften. Und so erfahren wir zusammen mit ihm, dem verblüfften *libertus*, dass das geschäftige Treiben, dessen Zeugen wir zu Beginn des Stückes wurden, dass die Lasten, die man her-

beischleppte, zwar zur Vorbereitung einer Hochzeit gehören, diese Hochzeit aber gar nicht wirklich stattfinden soll (47): *quas credis esse has non sunt verae nuptiae*.

Hochzeit und doch keine Hochzeit – die Geschichte bleibt rätselhaft und verlangt nach weiterer Erklärung. Die wird auch sogleich gegeben, wenn Simo nun anfängt, weit ausholend von seinem Sohn Pamphilus zu erzählen (48ff.). Er schildert ihn als einen unauffälligen, überall wohlgelittenen jungen Mann, frei von bedenklichen Neigungen, kurz: der Vater hatte an ihm seine helle Freude (60): *gaudebam*. Das Präteritum lässt freilich aufhorchen, und in der Tat scheint zwischenzeitlich eine einschneidende Veränderung eingetreten zu sein. Denn Simo kommt nun übergangslos auf eine junge Frau zu sprechen (69ff.), die in einer von ihr unverschuldeten Notlage vor drei Jahren von der Insel Andros hierher nach Athen in die Nachbarschaft gezogen sei. Als er noch hinzusetzt, dass diese neue Nachbarin (72) *egregia forma atque aetate integra*, also außerordentlich schön war und in einem Alter stand, in dem der Zahn der Zeit noch nicht angefangen hatte zu nagen, bringt das nicht nur Sosia auf den Gedanken, dass der bis dahin so unauffällige und zurückhaltende Sohn des Simo bei der Fremden Feuer gefangen haben könnte (73): *ei, vereor nequid Andria adportet mali!* „Oh weh, ich fürchte, die aus Andros bringt Kummer!“

Und wirklich geben die folgenden Worte des Vaters zunächst Anlass genug, den Zuhörer in seiner Befürchtung zu bestärken. Denn es stellt sich heraus, dass die arme Frau nicht lange der Versuchung widerstehen konnte, den anfänglich mühsamen und kärglichen Broterwerb bei Woll- und Webarbeiten gegen ein wesentlich einträglicheres Gewerbe einzutauschen: Sie wurde zur Dirne. Doch das, was nun ein jeder erwartet, – gerade wenn er die üblichen Handlungsabläufe der Komödie im Kopfe hat –, ist nicht eingetreten: Pamphilus ist nicht in die Fänge dieser Dame Chrysis, geraten. Zwar hatte das argwöhnische Vaterauge sehr bald bemerkt, dass auch sein Sohn gelegentlich in ihrem Hause verkehrte, doch die darauf sofort angestellten Ermittlungen führten zu dem für Simo rundum erfreulichen Ergebnis, dass der Sohn nur Freunde dorthin zum Essen

begleitet hatte, ansonsten aber gilt das Wort: außer Spesen nix gewesen! Pamphilus hatte der geradezu hautnahen Versuchung offenbar widerstanden und konnte folglich als (92) *magnum exemplum continentiae* gelten. Überall sang man sein Loblied, Simo hatte allen Grund, stolz auf ihn zu sein, und sein Vaterglück erreichte den Gipfel, als gar noch der reiche Chremes bei ihm vorstellig wurde, um ihm sein einziges, mit einer immensen Mitgift ausgestattetes Kind als Schwiegertochter anzutragen. Simos Zustimmung zur alsbaldigen Verlobung war reine Formsache, und eben am heutigen Tage, just also, da das Stück spielt, sollte die Hochzeit sein (102): *hic nuptiis dictus dies*.

Diese Worte führen nun endlich wieder zurück zu der rätselhaften falschen Hochzeit, von der Simo in seinem Gespräch mit Sosia ausgegangen war. Jetzt erfahren wir von Simo, was es damit auf sich hat: Jene Chrysis, von der man fürchtete, sie hätte dem braven Pamphilus den Kopf verdrehen, ihm gefährlich werden können, ist vor kurzem gestorben. Als er sich dann zusammen mit den Freunden um die Bestattung der Toten kümmert und alle Anzeichen echter Trauer zeigt, findet der Vater daran noch nichts Verdächtiges. Im Gegenteil, er sieht darin nur ein von menschlichem Mitgefühl und Güte gelenktes Verhalten, das ihn letztlich dazu veranlasst, sich selbst ebenfalls dem Leichenzug anzuschließen. Und bei der Gelegenheit wird der Vater dann Zeuge eines Vorfalls, der ihm mit einem Schlag die Augen öffnet. Doch lassen wir Simo davon selbst erzählen (117-120):

*Ecfertur; imus. Interea inter mulieres
quae ibi aderant forte unam aspicio
adulescentulam
forma ... Sosia: bona fortasse. – Simo:
et voltu, Sosia,
adeo modesto, adeo venusto ut nil supra.*

„Man trägt den Leichnam hinaus. Wir setzen uns in Bewegung. Da fällt mein Blick wie zufällig auf ein blutjunges Ding, das dort unter den Frauen stand, die mit zugegen waren: ein Bild von einem Mädchen!“ – **Sosia:** „Wohl gutaussehend!“ – **Simo:** „Und ihre Gesichtszüge, Sosia, so anmutig und unschuldig, so voller Liebreiz, einfach Spitze!“

Das muss man hören, um auch das Vergnügliche der Schilderung mitzubekommen. Philologengelehrsamkeit darf sich hier nicht damit begnügen, nur den Vorverweis auf die spätere Anagnorisis zu entdecken: Dieses Mädchen, Glycerium bzw. Pasibula, soll sich ja später als Athenerin, als Freie entpuppen, und eben von dieser Herkunft zeugt bereits ihr edles Erscheinungsbild. So richtig das ist, sollte doch die köstliche Situationskomik nicht übersehen werden: Wenn ausgerechnet eine Beerdigung den Anlass bietet, weiblicher Schönheit so zu huldigen, wie das hier geschieht, wenn zwei nach den geltenden Maßstäben ja alte Männer – sofern sie Masken getragen haben, werden diese ihre *senectus* in grotesker Übersteigerung vor Augen geführt haben –, Männer also, die dem Liebesdienst längst abschwören mussten, denen keine amourösen Eroberungen mehr vergönnt sind, wenn diese Männer nun bei der Vorstellung der herzerwärmenden Mädchenblüte in schwärmerische Verzückung geraten, wenn sie, die sich nur noch der Augenlust hingeben können, nach etwas schmachten, was ihnen längst versagt ist, dann konnte und sollte das den Großteil des Publikums zumindest zum Schmunzeln bringen. – Der heutige Leser muss vielleicht erst selbst etwas in die Jahre gekommen sein, um zu merken, auf wessen Kosten man sich da auf freilich durchaus liebenswürdige Weise lustig macht. –

Doch wie geht es weiter? Die hinreißende Schönheit der jungen Frau und ihr auffällig heftiges Klagen beim Begräbnis veranlassen Simo, sich sogleich nach ihr zu erkundigen, und da erfährt er nun, sie sei eine Schwester der verstorbenen Chrysis. In dem Augenblick geht dem Alten ein Licht auf; jetzt glaubt er, den eigentlichen Anlass für die Besuche des Sohnes im Hause der Hetäre, den Grund seiner starken Anteilnahme an ihrem Tode herausgefunden zu haben. Ein Vorfall, zu dem es dann gleich anschließend beim Verbrennen des Leichnams kommt, scheint seine eben gewonnene Überzeugung augenfällig zu bestätigen. Denn als die trauernde Schöne sich im Übermaß ihres Schmerzes allzu sehr dem Scheiterhaufen nähert und ernsthaft in Gefahr gerät, stürzt Pamphilus herbei und reißt sie mit Worten zurück, die sich Simo so eingepägt haben, dass er sie jetzt vor Sosia genauestens wiederholen kann (134):

„Meine Glycerium, was machst du denn?
Warum willst Du Dich umbringen?“
„*mea Glycerium*“, ... , „*quid agis? quor te is
perditum?*“

Wenn sich das Mädchen darauf weinend an die Brust ihres Retters wirft, spricht die Intimität der Geste – wie Simo glaubt – für ein seit langem zwischen den beiden bestehendes festes Liebesverhältnis (135):

ut consuetum facile amorem cerneret.

Doch um wirklich letzte, unwiderlegliche Gewissheit zu erhalten, hat Simo den Plan der *nuptiae falsae*, der falschen Hochzeit angeheckt. Fügt sich der Sohn in den so vorgetäuschten väterlichen Willen, kann es mit seiner Leidenschaft für die attraktive junge Frau nicht sehr weit her sein; dann hat er eben nur eine Affäre, wie sie für junge Männer, die sich in Beziehungen zu käuflichen Mädchen die Hörner abstoßen müssen, ganz normal ist, und alles wäre in bester Ordnung. Leistet er hingegen Widerstand, sträubt er sich gegen die ihm vom Vater zuge dachte eheliche Verbindung, dann weist das untrüglich auf eine ernste Neigung hin, und dann hat man ein Problem. Wie sich in diesem Stück schließlich der Knoten zum Wohle aller Beteiligten löst, ist bereits bekannt. Doch aus einem ganz anderem Grunde als dem, die Exposition dieser ersten Komödie des Terenz vor Augen zu führen, war hier der Schilderung Simos so ausführlich Beachtung zu schenken. Denn genau an dieser Stelle setzt der 1975 verstorbene nordamerikanische Schriftsteller und Träger des Pulitzerpreises THORNTON WILDER an, wenn er, wie später auch in seinem Roman *Die Iden des März* (*The Ides of March*, 1948) oder in seiner dramatischen Trilogie *Die Alkestiade* (*Alcestiade*, ursprünglich *Life in the Sun*, 1955), dem antiken Stoff eine überraschend moderne, ja eigentlich überzeitliche Deutung abgewinnt. Die Quelle seiner schon 1930 entstandenen Novelle *Die Frau aus Andria* macht er geradezu durch Zitate deutlich. Es ist der gleiche Schauplatz, die gleiche Situation, es sind die gleichen Protagonisten (vgl. die Skizze Abb. 3): Der Leichnam der Hetäre Chrysis wird verbrannt. Zugewen sind Pamphilus, sein Vater Simo und die von Schmerz überwältigte Glykerion, der eine ältere Dienerin Beistand zu leisten versucht; und in dem Zusammenhang heißt es dann (S. 82):

„Plötzlich stieß Glycerion die Ältere von sich, und mit dem lauten Aufschrei ‚Chrysis‘ taumelte sie vorwärts und wollte sich über den Leichnam ihrer Schwester werfen. Pamphilus aber hatte diesen Versuch vorausgesehen. Hinzuspringend ergriff er sie an ihren zerzausten Haaren und riß sie zurück in seinen Arm. Die Berührung dieses sie umschlingenden Arms löste ihre Tränen. Sie legte Pamphilus den Kopf an die Brust wie eine, die da schon früher einmal gewesen war und nun heimkehrte. Das Anstößige dieser Umarmung wurde sogleich von allen Zuschauern empfunden ... Simo aber hatte sich entfernt und ging langsam durch den anbrechenden Morgen nach Hause.“

Diese weitestgehend übernommene Schilderung schließt Wilder indes mit einem Satz ab, der – so kurz er auch ist – doch das Ganze mit einem Mal in völlig verändertem Licht erscheinen lässt, weil er dem Geschehen eine neue, ja gegenseitige Bedeutung gibt. Es heißt dann nämlich von Simo:

„Nun verstand er den Pamphilus der letzten Monate.“

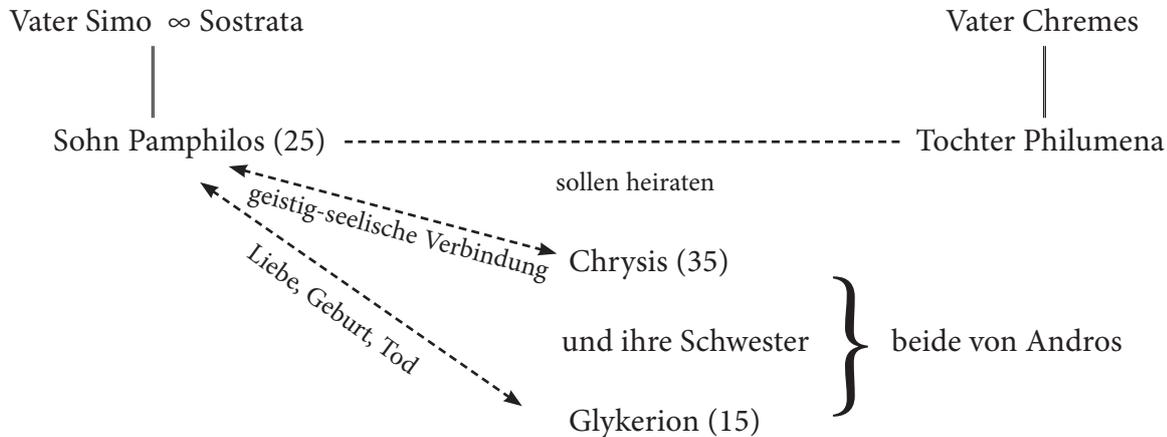
Bei Terenz sieht das ganz anders aus. Da zeigt sich der Vater nach dieser spektakulären Offenbarung der vom Sohn so lange verheimlichten Liebesbeziehung verärgert: *iratus atque aegre ferens* (v. 137) verlässt er den Schauplatz des Geschehens. Zwar sucht er selbst nach Gründen, die das Verhalten des Pamphilus entschuldigen, ihn entlasten sollen, doch seine Verunsicherung hält an. Mit dem Plan der falschen Hochzeit will er sich Gewissheit verschaffen. Der Simo des Terenz bleibt seiner kleinbürgerlichen Welt verhaftet, kann sich nicht freimachen von ihren Gesetzen, Regeln und Normen, seine Vorstellungen wurzeln in tradierter Vätersitte und dazu gehört eben unumstößlich, dass es für den Sohn das beste wäre, eine brave, sittsame Frau aus gutem Hause zu ehelichen, die Tochter des Chremes also, und nicht so eine wie diese Glycerium, mag ihr auch das Herz des jungen Mannes gehören.

Wilder nimmt dieses Motiv des Konservatismus auf, ja verstärkt es noch, indem er die Komponente einer aggressiven Xenophobie hinzufügt. Chremes, der wie bei Terenz der Schwiegervater

THORNTON WILDER, Die Frau aus Andros

(The Woman of Andros, New York 1930)

Der Rahmen: Die Welt unmittelbar vor der Geburt Christi
Der Ort des Geschehens: Brynos, eine griechische Insel



Die Hetäre **Chrysis**, eine in der Welt herumgekommene, hochgebildete Fremde, die einen „literarischen Zirkel“ unterhält, für Hilfsbedürftige („ihre Schäflein“) sorgt und ihre Schwester ängstlich behütet; bald nachdem sie von deren Schwangerschaft erfahren hat, erkrankt sie und stirbt.

Pamphilus, ein empfindsamer junger Mann, der innerlich unsicher nach dem rechten Lebensweg sucht und in der Begegnung mit Chrysis zur Erkenntnis findet.

Glykerion, die Schwester der Chrysis, die sich in Pamphilus verliebt und bald von ihm ein Kind erwartet; in dessen Familie aufgenommen stirbt sie bei der Geburt.

Simo, der Vater des Pamphilus, der dem Drängen des Chremes auf baldige Heirat nicht nachgibt, dem Sohn Verständnis entgegenbringt, sich von Chrysis beeindruckt zeigt und Glykerion vor dem Schicksal der Versklavung bewahrt.

Abb. 3: Strukturschema Thornton Wilder, Die Frau aus Andros

des Pamphilus werden soll, zeigt sich ganz von den einschlägigen Vorurteilen beherrscht, wenn er Simo eindringlich vor den angeblichen Gefahren warnt, die von Chrysis ausgingen (S. 11-15). Von Korinth und Alexandria sei sie hierher, nach Brynos, „geflettert“, und bringe nun nichts wie Unruhe auf die Insel. „Noch ein paar solche aus der Fremde eingeführte Ideen“, so erklärt er Simo (S. 13 f.),

„und unsere Insel wird für immer verdorben sein. Sie wird zu einem Haufen armseliger, unverdauter Nachahmungen werden. Alle Mädchen werden lesen und schreiben und deklamieren wollen. Was soll aus der Häuslichkeit werden, wenn die Weiber lesen und schreiben können? Du und ich, wir heirateten die schönsten Mädchen unserer Zeit und wir sind glücklich gewesen. Wir können für

wenigstens noch ein Menschenalter gesunden Verstandes und guter Sitten auf dieser Insel vorsorgen, ehe die Zeit kommt, wann die Frauen alle sich wie Tänzerinnen benehmen und die Männer alle ihnen zu Füßen liegen werden.“

Die sich hier offenbarende Denkweise könnte in ihrer Primitivität komisch wirken und damit harmlos bleiben, wenn sie nur Chremes, nur dem einen eignete; aber es zeigt sich, dass die gesamte ältere Generation der Insel Brynos von ähnlicher Sinnesart ist. Wilder hat den Schauplatz des Geschehens von der Weltstadt Athen auf die „unberühmteste“ (7) unter den griechischen Inseln verlegt, um aus der geographischen Isolation des Eilands die dumpfe geistige Beschränktheit ihrer den Ton angehenden Bewohner zu erklären. Den

Trauerzug, der dem Leichnam der Chrysis folgt, beobachten sie als neugierige Gaffer und lassen ihrer hämischen Freude über die „Erlösung der Insel von dem fremden Weib“ (S. 79) freien Lauf.

Nur Simo, der schon vor längerer Zeit einmal im Gespräch mit der Zugereisten ihrem Zauber erlegen war, distanziert sich von der feindseligen Haltung der anderen, und als er schließlich Zeuge der innigen Umarmung von Pamphilus und Glycerion wird, kann er daran nicht „wie die Umstehenden“ etwas Anstößiges sehen, vielmehr findet er zur Erkenntnis. – Auch der Simo des Terenz erkennt im selben Moment; doch sein Erkennen beschränkt sich auf das Vordergründige, direkt Sichtbare: Er weiß nun, dass Pamphilus das fremde Mädchen aus dem Hause der Chrysis liebt; doch ein Legitimieren dieser Verbindung bleibt für ihn außerhalb des Vorstellbaren. Den Simo der Novelle hingegen führt das Erkennen der Situation auch zum Verstehen: „Nun verstand er den Pamphilus der letzten Monate.“ Das heißt, er weiß mit einem Male um die Macht, die den Sohn an seine schwangere Geliebte fesselt, eine Macht, die sich nicht in die Schranken von Tradition und Konvention bannen lässt; Wilders Simo öffnet sich dem Neuen, das auf der Insel Einzug gehalten hat, er versucht nicht länger, den Sohn im eigenen Sinne zu lenken, sondern tritt nun gleichgesinnt an seine Seite.

Doch eine solche Betrachtung bliebe einseitig und unvollständig, beschränkte sie sich darauf, nur den Blick von Terenz auf Wilder zu richten und vergleichend die vom modernen Autor vorgenommenen Neuerungen aufzulisten. Der Blick muss auch wieder zurück zum Herkunftsort gehen, um im Lichte der Rezeption dort nun das sichtbar werden zu lassen, was zuvor möglicherweise verborgen geblieben ist oder als scheinbar selbstverständlich überlesen werden konnte. In der Tat tritt so erhellt erst das – wie man meinen möchte – eigentlich Unrömische des Simo und Pamphilus verbindenden Vater-Sohn-Verhältnisses in aller Deutlichkeit zutage. Von jener bis zu unmenschlicher Brutalität reichenden rigorosen *severitas*, wie sie Vätern der frühen Republik, wenigstens im Werk des LIVIUS, eignet, sind der Menedemos im *Heautontimorumenos*, der Micio in den *Adelphen* und vor allem eben der Simo in der *Andria* unendlich weit entfernt.

Wie stolz ist dieser Simo auf seinen Pamphilus, wie vertraut er ihm, wie sorgt er sich um ihn, welche Hoffnungen setzt er in ihn! Wenn er auch seinen väterlichen Willen durchsetzen möchte, dann doch nur zum vermeintlich Besten des Sohnes. Offenkundig im Blick auf diese innige Beziehung und mit dem ihm eigenen tiefgründigen Verständnis antiker Lebenswelt hat Wilder sein Bild des Simo gezeichnet, eines Simo, der zusammen mit dem Sohn aus den eng gesteckten Grenzen des der Vergangenheit zugewandten Inseldaseins ausbricht, um einer neuen, besseren, menschlicheren Zeit den Weg zu bahnen.

Von hier aus fällt der Blick unweigerlich auf die Gestalt, die mit ihrem zweifelhaften Ruf dem römischen Simo so große Sorgen bereitet. Wilder macht aus der Hetäre Chrysis, aus der Sünderin, eine Heilige und erweckt sie, die eigentlich erst als Tote die ihr im Schauspiel zugewiesene Funktion erfüllt, zu einem Leben, in dem sie eine geradezu missionarische Aufgabe zu vollbringen hat. Bei Terenz ist ihre Rolle marginal (der Schöpfer des Holzschnitts lässt nur ihren Kopf links oben aus dem Häuschen schauen!), ja sie greift eigentlich erst in dem Moment – und auch dann nur indirekt – ins Geschehen ein, als ihr Leichnam auf dem Scheiterhaufen liegt, und Glyceriums nicht zu bändigender Schmerz Pamphilus überraschend nötigt, das so lange gehütete Geheimnis ihrer gegenseitigen Liebe zu offenbaren. Ansonsten gehört sie der außerszenischen Handlung, der Vorgeschichte an, aus der wir erfahren, dass sie vor drei Jahren – gezwungen durch unverschuldete materielle Not – zusammen mit ihrer angeblichen Schwester von der Insel Andros nach Athen gezogen sei, weil die Großstadt die besseren Voraussetzungen zum Überleben bot. Doch den Vorsatz, sich ehrbar durchs Leben zu schlagen, muss sie bald aufgeben; sie stirbt als Dirne.

Auch Wilder macht aus dem Broterwerb seiner Chrysis kein Hehl; doch minimalisiert er diesen Aspekt ihres Daseins, indem er ihn einbettet in ihre Rolle als Gastgeberin von Symposien: Selbst der ihr gewiss nicht wohlgesonnene Chremes weiß über ihre Profession nicht viel zu sagen (S. 14):

„Jeder Gast zahlt für sein Gedeck, und noch dazu recht kräftig, und von Zeit zu Zeit wird dem einen oder anderen gnädig gestattet, bis

zum Morgen zu bleiben. Das ist alles was ich weiß.“

Überdies erfährt das an sich übel beleumundete Tun der Frau dadurch eine moralische Rechtfertigung, dass es in offensichtlich karitativer Absicht geschieht. Die sexuelle Dienstleistung wandelt sich in Agape. Denn die Chrysis der Novelle hat nicht nur für Glykerion zu sorgen, sondern für eine ganze Schar von Mühseligen und Beladenen, ihre „Schäflein“. Ihr Haus bietet den Notleidenden und Bedrängten, den Behinderten und Entrechteten, den von der Gesellschaft Ausgestoßenen Zuflucht und Heimstatt. Das Mitleid, das bei Terenz ihren Vater leitet, die Schiffbrüchigen Pasibula und ihren Onkel Phania in seinem Hause aufzunehmen, hat Wilder, bei dem es ja eine auf Andros spielende Handlung gar nicht gibt, direkt auf Chrysis übertragen, um ihr so die Reputation grenzenlos altruistischer Mildtätigkeit zu sichern. Ihre größte Sorge gilt freilich der jüngeren, erst fünfzehn Jahre alten Schwester, die sie nicht aus dem Hause lassen möchte, um ihr unter allen Umständen ein Schicksal der Abhängigkeit, der Rechtlosigkeit und Entehrung zu ersparen. Dennoch kann sie es nicht verhindern, dass diese eines Tages bei einem heimlichen Spaziergang auf Pamphilus trifft, sich Hals über Kopf in ihn verliebt und bald von ihm ein Kind erwartet. Wilder lenkt mit dieser Chrysis zugeschriebenen, fast übertriebenen Fürsorglichkeit unseren Blick auf einen Charakterzug ihres römischen Modells, der sonst wenig Beachtung findet. Denn diese Chrysis, die, um ihr Überleben zu sichern, gezwungen ist, sich in Athen den Anfechtungen der Großstadt auszusetzen, diese Chrysis hätte für sich allein ja auch einen einfacheren, bequemeren Weg wählen und Glykerion sich selbst überlassen können; denn mit ihr verbinden sie nicht einmal verwandtschaftlichen Beziehungen. Und doch sieht sie sich in der Verantwortung, sieht sie es als ihre selbstverständliche Pflicht und Schuldigkeit an, sich auch um das von ihrem Vater aufgenommene Mädchen aus der Fremde zu kümmern, es nicht im Stich zu lassen, sondern für seinen Lebensunterhalt genauso wie für den eigenen zu sorgen und ihm ein ehrbares Leben zu ermöglichen, sogar unter Preisgabe der eigenen Ehre. Noch einmal: Solches Handeln entspricht nicht einer vom Gesetz auferlegten Pflicht, sondern

in ihm offenbart sich mitfühlende Menschlichkeit, und so recht sichtbar wird diese im Spiegel der Wilderschen Novelle.

Sie führt kontrastierend auch die volle Bedeutung der Toleranz vor Augen, die das Handeln der Personen im römischen Drama leitet. Auf Brynos steht man hingegen allem Fremden mit größter Feindseligkeit gegenüber. Das selbstsichere Auftreten der Chrysis, einer Frau, ihre ungewöhnlich modische Kleidung, ihre Belesenheit, ihre Kultur, ihre verfeinerte Lebensart, die sie aus den Metropolen der Welt mitgebracht hat, kurz ihr Anderssein erregt auf der abgelegenen Insel Argwohn, lässt die Fremde für die herrschende festgefügte Ordnung als bedrohlich erscheinen. Dies um so mehr, als sie etliche der jungen Männer in ihren Bann gezogen hat. Sie folgen ihren Einladungen zu literarischen Abenden, hängen an ihren Lippen, wenn sie zu ihnen von der Weisheit der Philosophen spricht oder aus den alten Tragödien rezitiert. Sie lassen sich von ihr in eine ihnen unbekannte Welt, eine Welt des Geistes entführen, die zugleich als eine Welt des liebenden Für- und Miteinanders erscheint. Die jungen Leute bringen der faszinierenden Frau Achtung, ja Verehrung entgegen. Aber eben dieser kleine Kreis von Adepten, den sie mit ihren – für die Uneingeweihten – abstrus anmutenden Ideen gewissermaßen infiziert hat, macht sie bei den anderen, den vielen, erst recht verdächtig. Und die Schar der von der Gesellschaft Ausgestoßenen, Verachteten und Verhöhnerten, denen sie Zuflucht gewährt, lässt sie vollends als Krebsgeschwür im vorher gesunden Körper der Insel erscheinen, das es so schnell wie möglich wieder loszuwerden, herauszuschneiden gilt. Unverhohlen freut man sich deshalb über ihren Tod und beobachtet mit Genugtuung, wie ihre Schützlinge gleich anschließend in die Sklaverei weggeführt werden.

Der Unterschied zur verständnisvollen Gutherzigkeit, wie sie die Athener des Terenz auszeichnet, könnte größer nicht sein. Wilder braucht die der Chrysis feindselig gesonnenen, ihr intellektuell und moralisch unterlegenen Bewohner von Brynos, um auf dieser Voraussetzung aufbauend seine eigene Konzeption verwirklichen zu können. Er holt Chrysis aus ihrem ursprünglichen Schattendasein heraus, und überträgt ihr eine wahrhaft

zukunftsweisende Aufgabe. Denn mit der hochsinnigen und kultivierten Frau hält auf dem zurückgebliebenen Eiland eine neue, geistig-sittlichen Idealen verpflichtete Lebensanschauung Einzug. Unter ihrem Einfluss erfahren die Menschen dort unmerklich eine immer mehr um sich greifende nachhaltige Wandlung, die sie bereit macht für die nicht mehr ferne Botschaft des Heils.

So originell diese überraschende Metamorphose einer stummen Rolle der Komödie auch anmutet, kann sie doch die gerade von dorthier erfahrene Inspiration nicht verleugnen. Terenz lässt von einer Chrysis erzählen, die von ihrer Umgebung akzeptiert wird, ja, der man sogar wohlgesonnen ist. Aber das versteht sich eben durchaus nicht von selbst. Die junge Frau und ihre noch jüngere Begleiterin kommen von der Insel Andros, kommen als Unbekannte, als Fremde nach Athen. Sie lassen sich in der Nachbarschaft nieder, führen zunächst ein unauffälliges, armseliges Leben; aber schon bald ist nicht zu übersehen, dass sich ihr Haus in ein Bordell verwandelt. Wenn nun die anfänglich entgegengebrachte mitfühlende Freundlichkeit umschlüge in Abneigung, Verachtung, Angst vor den allseits bekannten und gefürchteten verderblichen Machenschaften einer solchen *meretrix*, wäre das nur zu begreiflich. Doch bei Terenz tritt nichts dergleichen entgegen, und gerade das von Wilder entworfene düstere Gegenbild lässt die in der Komödie geübte Toleranz umso lichtvoller hervortreten. Wie nachsichtig bewertet Simo das Abgleiten der jungen Frau ins Milieu käuflicher Liebe, wenn er erklärt, dass sie den verlockenden Angeboten ihrer Liebhaber nicht länger zu widerstehen vermochte, und entschuldigend hinzufügt (77f.):

... *ita ut ingeniumst omnium
hominum ab labore proclive ad lubidinem.*

„Wie das nun einmal im Wesen aller Menschen liegt, sich bereitwilligst von Mühsal und Plage hin zu vergnüglichem Wohlsein zu wenden.“

Diese Chrysis des Terenz wird wegen ihres Gewerbes nicht ausgeschlossen aus der Gesellschaft, nicht diffamiert, sondern findet Verständnis. Ja, sie bleibt in deren ehrbare bürgerliche Welt integriert, so dass man es keineswegs für anstößig hält, sich auch ihrem Leichenzug anzuschließen. Keine Spur von moralinsaurer Entrüstung! Statt

dessen herrscht eine geradezu vornehme Liberalität der Gesinnung. – Ein weiteres Mal ist an Wilders Inselbewohner zu erinnern, die selbst die tote Chrysis noch mit ihrem Hass und ihrer Verachtung überschütten. Der Kontrast schärft den Blick für die einzigartige Spannweite der in der Bühnengestalt des Terenz angelegten Interpretationsmöglichkeiten.

Von den durchwegs böseren, durchtriebenen, habgierigen Prostituierten des PLAUTUS trennt die Chrysis des Terenz eine Welt. Aber auch die von DONAT als *meretrices bonae* bezeichneten Hetären des Terenz – Thais (im *Eunuchos*), Philotis und Bacchis (in der *Hecyra*) – sind mit der Frau aus Andros nicht zu vergleichen. Denn nicht nur dass der Dichter uns gar keine Gelegenheit gibt, sie in Ausübung ihres Berufes zu beobachten – sie ist ja schon tot –, er entlastet sie auch ausdrücklich dadurch, dass er erklärt, sie sei unverschuldet durch ein bitteres Schicksal und durch die Lieblosigkeit ihrer Angehörigen, in eine Bedrängnis geraten, die ihr kaum eine Wahl gelassen hätte. Mehr noch: er rechtfertigt die Entscheidung, sich für Geld zu verkaufen, damit, dass sie auf diese Weise auch für Überleben und Unterhalt der ihr anvertrauten Glycerium sorgen konnte. Mit solcher Selbstlosigkeit verkörpert Chrysis den Typus der edlen Hure, die der Not gehorchend zur Sünderin wird, Ehelosigkeit auf sich nimmt und sich selbst opfert, um das Leben einer anderen zu retten.

Es verrät Kennerschaft, aber auch Hellsichtigkeit und Empfindsamkeit, wenn sich Thornton Wilder beim Studium der römischen Komödie ausgerechnet von dieser Gestalt, die als Charakter nur im Bericht fassbar wird, in den Bann ziehen lässt. Von dieser stummen Rolle fühlte er sich herausgefordert, ihr Leben zu geben. Dazu versetzt er Chrysis in eine historisch nur annähernd bestimmbare Zeit des Um- und Aufbruchs, an einen Ort, der rückwärts gewandt ist und sich in bornierter Selbstgewissheit ans Vergangene klammert. Dorthin gelangt Wilders Chrysis als Vorbotin einer freien, besseren, schöneren Zukunft; dort verbreitet sie ihre verheißungsvolle Botschaft der Bildung und des Geistes, der Toleranz und der Nächstenliebe. Diese Botschaft stößt bei vielen, ja den meisten auf taube Ohren, aber die kleine

Schar der jungen Leute, die sich davon anstecken läßt, trägt sie weiter. Vor allem Pamphilus, dem man ein priesterliches Wesen nachsagt, fühlt sich davon innerlich zutiefst berührt und überbringt sie seinem Vater Simo und seiner Familie.

Am Ende der Novelle stirbt Chrysis; wenig später – der märchenhafte Schluss der Komödie hat hier keinen Platz – stirbt auch die inzwischen von Simos Familie aufgenommene Glykerion bei der Niederkunft zusammen mit ihrem von Pamphilus empfangenen Kinde. Damit gibt es keine Fremden mehr auf der Insel. Das störende Element, der Anlass des Konflikts ist beseitigt; alles könnte nun wieder so weitergehen wie früher. Doch es zeigt sich, dass bei denen, denen es vergönnt war, Chrysis wirklich kennenzulernen, diese Begegnung einen tiefen Eindruck hinterlassen, eine einschneidende Wandlung bewirkt hat. Sie sind nicht mehr die, die sie vordem waren; denn nun haben sich ihnen neue Möglichkeiten eines sublimierten Menschseins aufgetan. Wilder hat Chrysis – ausgerechnet oder richtiger: gerade sie – zur Kündlerin einer sinnstiftenden Humanität erhoben, einer Humanität, die er im Werk des Terenz für sich entdeckt hat, einer Humanität, die – so die für Wilder durchaus charakteristische Einbettung der Geschichte – mit dem Kommen des Erlösers die Welt erobern soll. Das wahrhaft existentielle Verständnis, das sich so dem modernen Autor im Blick auf die römische Komödie erschlossen hat, sollte Anlass genug sein zu versuchen, es ihm wenigstens gelegentlich nachzutun.

Literatur:

- P. Terenti Afri comoediae rec. R. Kauer, W. M. Lindsay, supplementa apparatus curavit O. Skutsch, Oxonii 1926 (repr. 1977)
- Thornton Wilder: Die Frau aus Andros (The Woman of Andros, New York 1930) übersetzt von H. E. Herlitschka, mit einem Nachwort von J. P. Wallmann, Frankfurt am Main 1983
- Hans Drexler: Terentiana, in: Hermes 73 (1938), 39-98

- Elaine Fantham: DOMINA-tricks, or How To Construct a Good Whore from a Bad One, in: Dramatische Wäldchen. Festschrift Eckard Lefèvre zum 65. Geburtstag hg. v. E. Stärk u. G. Vogt-Spira (Spudasmata 80), Hildesheim 2000, 287-299
- Dwora Gilula: The Concept of the Bona Meretrix. A Study of Terence's Courtesans, in: Riv. di filol. class. 108 (1980), 142-165
- Sander M. Goldberg: The Woman of Andros: Terence made Wilder, in: Helios 5 (1977), 11-19
- Jennifer Haytock: Women, Philosophy and Culture: Wilder's Andrian Legacy, in: Thornton Wilder: New Essays, hg. v. M. Blank et alii (Locust Hill Literary Studies, 26), West Cornwall 1999, 207-216
- Ortwin Knorr: The Character of Bacchis in Terence's Heautontimorumenos, in: American Journal of Philology 116 (1995), 221-235
- Mary Koutsoudaki: The Presence of a 'Greek Past' in Thornton Wilder's The Woman of Andros, in: Parousia 7 (1991), 253-262
- Eckard Lefèvre: Terenz' und Menanders Eunuchus (Zetemata 117), München 2003
- Hans Oppermann: Zur Andria des Terenz, in: Hermes 69 (1934), 262-285
- Giuseppe Rambelli: Il prologo e la prima scena dell' „Andria“, in: Studi ital. Di Filol. Class. N.S. 16 (1939), 79-104
- Lawrence Richardson jr.: The Moral Problems of Terence's Andria and Reconstruction of Menander's Andria and Perinthia, in: Greek, Roman and Byzantine Studies 38 (1977), 173-185
- Peter L. Schmidt: Terenz, in: Die Grossen, hg. v. K. Fassmann, Bd. I/2, Zürich 1977, 784-797
- Minna Skafte Jensen: Terence's Hecyra – a feminist reading, in: Gender, Cult, and Culture in the Ancient World from Mycenae to Byzantium, Proceedings of the second Nordic Symposium on gender and women's history in antiquity, Helsinki 10-22 October 2000, ed. by Lena Larsson Lovén and Agneta Strömberg, Sävedalen 2003, 72-85
- Giorgio Totela: Elio Donato e il concetto di bona meretrix nelle commedie di Terenzio, in: La cultura ellenistica. L'opera letteraria e l'esegesi antica, Atti del Convegno COFIN 2001, Università di Roma „Tor Vergata“, 22-24 sett. 2003, a cura di R. Pretagostini – E. Dettori, Roma 2004, 385-392

HANS JÜRGEN TSCHIEDEL, Eichstätt

Cicero

Eigennamen besitzen eine eigenartige Kraft. Sie können im Laufe der Geschichte dazu gelangen, weit über den aktuellen Träger hinaus eine bestimmte Eigenschaft oder einen besonderen Bereich zu bezeichnen. Nehmen wir z. B. jenen lateinischen Eigennamen, der in moderner deutscher Aussprache CAESAR heißt; wenn wir ihn russisch aussprechen, so heißt er ZAR; sprechen wir ihn im ursprünglichen Deutsch aus, so heißt es KAISER: Der Eigenname CAESAR bezeichnet also oberste uneingeschränkte Macht. Ein „lukullisches“ Mahl wiederum erinnert an den Feldherren und führenden Feinschmecker LUCULLUS; moderne Mäzene gemahnen an den Mann MAECENAS, den vertrauten Freund und finanziellen Förderer des Dichters HORAZ. Unsere Frage, hier und heute: Was sagt uns, den Zeitgenossen des XXI. Jahrhunderts, der Name CICERO?

Man könnte sich die Beantwortung leicht machen, könnte an einen Zeitungsstand herantreten und dort das „Magazin für politische Kultur“, das Monatsmagazin betitelt CICERO erwerben – mit 7 € ist man dabei. Und man würde notieren, dass die Lautung CICERO hier für die Verbindung beider Bereiche, Politik und Kultur, in Anspruch genommen wird. Cicero, den sein Bruder QUINTUS einen „*homo platonicus*“ nannte, einen „durch und durch platonischen Menschen“, Cicero vertritt so die platonische Forderung nach der Verbindung von philosophierenden Herrschern oder herrschenden Philosophen.

Man könnte aber auch in den Lauf der Geschichte zurückschauen, könnte die bei uns bestehende Bildungstradition befragen. Da meldet sich Europas erster staatlicher Professor zu Wort, QUINTILIAN, der gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts in seiner „*Institutio Oratoria*“, der „Einführung in die Redekunst“ (10,1,112), statuiert hat, für die Nachwelt gelte „Ciceros Name nicht als der eines Menschen, sondern als der der Redekunst an sich“ = *ut Cicero iam non hominis nomen, sed eloquentiae habeatur*. Die Wichtigkeit des Konsulars, seine Vorbildlichkeit im sprachlichen Bereich zeigt sich auch an Ehrentiteln wie, „christlicher Cicero“ für

LAKTANZ oder „Cicero der Ärzte“ für CELSUS: traditionelle Titulaturen, in denen dem Sprachmeister Cicero Tribut gezollt wird. Schließlich ist auch noch an den aus dem Italienischen eingedeutschten Cicerone, jene kulturkennerische abstrakte Kunst-Figur des sprachgewandten, wort- und kenntnisreichen Stadt- und Kulturführers. Und zu denken ist schließlich auch noch an den im Druckerhandwerk gebräuchlichen bestimmten Schriftgrad.

Zu denken ist letztlich auch an einen bedeutsamen historischen Moment, an jene Iden des März im Jahre 44 v. Chr., als Cäsars Leiche im Senat verblutete, da die Verschwörer ihre Dolche erhoben und einen Namen ausriefen: „Kikero!“ Dieser selbst berichtet das in seiner 2. Philippischen Rede (2,28 u. 30), und CASSIUS DIO (44,20, 4) sagt sogar, die Cäsarmörder seien mit diesem Ruf vor das Volk aufs Forum gezogen. Der Name Cicero war demnach nicht nur Symbol für vollendete Eloquenz, sondern auch Kurzformel für republikanische Gesinnung, für ein politisches Programm in welthistorischer Stunde.

Im Folgenden wollen wir einen Blick werfen auf vier weitere Manifestationen der Figur Cicero in unserem neuen Jahrhundert:

- ein wissenschaftliches Werk;
- einen biographischen Roman eines Bestseller-Autors;
- eine Cicero-orientierte Mozart-Aufführung bei den Salzburger Festspielen;
- einen Modernisierungsansatz der Vermittlung ciceronischer Texte unter dem Titel „Interview mit Cicero“.

1. Die Altphilologie und die Literaturgeschichte, auch Sprachgeschichte, Philosophiegeschichte, Kulturgeschichte, sie alle widmen sich weiterhin wissenschaftlich dem Werke Ciceros. Das große jährliche bibliographische Sammelwerk über die gesamten Publikationen der Klassischen Philologie, *L'Année Philologique*, verzeichnet für die ersten Jahre unseres 3. nachchristlichen Jahrtausends regelmäßig Hunderte von Veröffentlichungen in allen Sprachen der Welt. Hier wollen wir eine einzige als Beispiel für diesen Bereich herausheben: JOHN DUGAN's Monographie, 2005

in Oxford veröffentlicht unter dem Titel *“Ciceronian Self-Fashioning in the Rhetorical Works”*, eine gründliche Studie über die Formung und Verformung der autobiographischen Elemente in den Theorie-Schriften zur Rhetorik aus der Spätphase des Autors Cicero. Gleichzeitig weist schon der Titel, der vom Self-Fashioning spricht, auf die hier obwaltende Anwendung moderner Begriffe auf ein antikes Individuum.

2. IMPERIUM ist der Titel eines Romans aus der Feder des amerikanischen Erfolgsautors ROBERT HARRIS. Die deutsche Übertragung verweist auf die Datierung des Originaltextes, auf den 16. Mai 2006. Die 403 amerikanisch/englischen Textseiten geben sich als detailliert biographischer Bericht über zwei entscheidende Phasen im Aufstieg Ciceros aus, aus der Feder seines Sekretärs TIRO stammend. Dieser war nicht nur der Erfinder der Stenographie, sondern er hat auch in der Tat, wie wir von PLUTARCH und ASCONIUS PEDIANUS wissen, einen Lebensbericht über Cicero verfasst; die Schrift ist aber bedauerlicherweise im Laufe der Jahrhunderte verlorengegangen.

Auch sonst ist der moderne Autor Harris bemüht, die antiken Quellen möglichst umfassend auszuschöpfen: Er zitiert, englisch übersetzt, geschickt einmontierte griechische und lateinische Originaltexte. Er bemüht sich um korrekte Nomenklatur, lässt beispielsweise seine Sprecher bei öffentlichen Reden ihr römisches Publikum je nach Gelegenheit als *„Honorable members“* anreden in der Senatssitzung, als *“Citizens”* in der Volksversammlung und als *“Gentlemen of the Court”* vor dem Richterkollegium. Er beschreibt auch insgesamt nur Ereignisse, die entweder wirklich geschahen oder welche (so S. 405 im Nachwort) *at least could have happened*.

Die Auswahl aus der Aufstiegs Geschichte Ciceros, die Harris trifft, ist beachtenswert: dargestellt werden seine juristisch-politischen Kämpfe gegen den korrupten sizilischen Statthalter VERRES aus den Jahren 79-70 (= Teil I) und sein Kampf ums Konsulat 68-64 (= Teil II). Wir hören hier also nichts von der Catilinarischen Verschwörung, nichts von Ciceros Verbannung, nichts von seinen späten Philippischen Reden zur Rettung der Republik, nichts von seiner Begnadigung durch

Cäsar 48 v. Chr. und nichts von seiner Ermordung als Proskribierter des Zweiten Triumvirats fünf Jahre später. Diese uns vielleicht etwas seltsam anmutende Selektion, diese Beschränkung auf zwei weniger bekannte Phasen eines langen, ereignisreichen Lebens wird verständlicher durch einen Blick auf den Buchtitel: Harris will „Imperium“ erörtern, er will das Funktionieren des Spiels um die Eroberung der Macht im Staat beschreiben und analysieren. Freilich ist dabei seine Staatskulisse nur äußerlich das antike Rom: Lauscht man den Gesprächen seiner Protagonisten, so meint man sich mehr in Manhattan als am Tiber umzuhören, mehr Lawyers und Lobbyisten im heutigen Washington zu vernehmen als ihre Kollegen am damaligen Forum Romanum.

So ist denn seine Gestalt des Marcus Tullius Cicero, geschaffen im frühen XXI. Jahrhundert, nicht so sehr ein genauer gezieltes Gegenbild gegen MOMMSENS Zerrbild von vor fünf Generationen, es ist vielmehr ein Kontrastkonterfei zur modernen Praxis des Missbrauchs politischer Mittel. Wiederum, wie bei der Titulatur jenes modernen Monatsmagazins für politische Kultur, ist die politische Signatur mit dem Eigennamen Ciceros engstens verknüpft.

Nicht zu vergessen ein Parallelunternehmen, STEVEN SAYLOR'S 478-seitiger vor kurzem auf Deutsch erschienener Roman „Das Lächeln des Cicero“, der, ähnlich wie bei Harris, im Jahre 80 v. Chr. einsetzt. Freilich ist das 1993 und erneut 2006 auf den deutschen Markt gekommene Werk im Original ein Produkt des XX. Jahrhunderts – es erschien als *“ROMAN BLOOD”* bereits 1991 in New York. Und es besitzt als Zentralfigur einen – fiktiven – Privatdetektiv namens Gordianus, der in einer historisierenden Krimi-Serie „ROMA SUB ROSA“ detektivische Großtaten verrichtet und hier dem jungen Rechtsanwalt Cicero zielgerichtet zahlreiche Zuarbeiten zukommen lässt. Interessant dabei, dass der Originaltitel *ROMAN BLOOD* im Deutschen als „Das Lächeln des Cicero“ durch Einbeziehung von Ciceros Eigennamen offenbar werbewirksamer erscheinen soll.

3. MOZART wurde anlässlich seines 250. Geburtstages im jährlichen Musik-Festival seiner Heimat-

stadt mit einer Gesamtaufführung seiner Bühnenwerke geehrt: alle 22 Stücke resp. Fragmente wurden in den Salzburger Festspielen 2006 auf die Bühne gebracht. Unter diesen war auch eine abendfüllende Komposition des fünfzehnjährigen Wunderkindes, die einem Texte Ciceros galt: die sog. „*Azione teatrale*“, betitelt „Der Traum des Scipio“ = „*Il sogno di Scipione*“.

Man darf daran erinnern, dass Ciceros politisches Hauptwerk, die Schrift „*De re publica*“, mit der Darstellung einer Vision endet, die er SCIPIO DEN ÄLTEREN erzählen lässt. Dass dies eine römische *Aemulatio* mit dem Schlussmythos von PLATONS politischem Hauptwerk „*Politeia*“ ist, muss uns hier nicht beschäftigen. Wohl aber ist festzuhalten, dass der junge Mozart ein damals immerhin schon 36 Jahre altes Textbuch vertonte: den „*Sogno di Scipione*“ des Wiener Hofdichters METASTASIO. Darin ist Ciceros lateinischer Grundtext über die Scipionen mit der altgriechischen Fabel von der Wahl des Herakles am Scheidewege, der Entscheidung des jungen Mannes zwischen Tugend und Laster, zwischen privatem Genussleben und politisch-patriotischem Engagement, verknüpft. Und so finden wir hier eine sehr europäische *concatenatio*, Verkettung von erlauchten Namen der Kulturgeschichte: Platon als ursprüngliches griechisches formales Vorbild, Cicero als lateinischer Textautor, Scipio Africanus als idealisierte republikanisch-römische Heldenfigur, Metastasio als moderner italienisch formulierender Libretto-Verfasser, Mozart als

österreichisch-deutscher Komponist, für eine österreichische Aufführung ...; fügen wir noch hinzu, dass dieses Jugendwerk volle 208 Jahre auf seine konzertante Salzburger Uraufführung im Jahre 1979 warten musste und nun erst auf der Bühne des XXI. Jahrhunderts erschienen ist.

4. Und zum Beschluss, *last and least*, noch ein Korollarium aus eigener Giftküche: Im FORUM CLASSICUM sind seit 2005 neun Folgen meiner „Interviews mit Cicero“ erschienen, die in der „Pegasus-Onlinezeitschrift“, dem vom DAV herausgegebenen wissenschaftlichen Periodikum zur Didaktik und Methodik der Fächer Latein und Griechisch, unlängst freundlich als förderlich und vorbildlich eingestuft wurden. Die einzelnen Abschnitte behandelten verschiedenerlei Themen, z. B. „Zur Person“ oder „Vom Ruhm“ oder „Von der Poesie“ oder „Zur Philosophie“. Sie bieten jeweils die Fragen aus dem 28. Jahrhundert *ab urbe condita*, also aus dem Kontext unseres 21. christlichen Jahrhunderts, und als Antworten Ciceros authentische Sätze, geschöpft aus seinen Schriften aus dem 1. Jahrhundert vor Christus. Dialoge also zwischen einem Berliner Doktoranden des Jahrgangs 1956, geführt im XXI. Jahrhundert, mit einem römischen Redner und Rhetor, Rechtsanwalt und Denker aus dem Jahre 56 vor unserer Zeitrechnung. Cicero der Politiker und Philosoph: Er hat uns immer noch eine Menge zu sagen.

BERNHARD KYTZLER, Durban (South Africa)

Antiquariat Kretzer kauft altphilologische Literatur

Wir suchen kritische Textausgaben, Kommentare,
Monographien, zweisprachige Ausgaben,
alte Drucke u. v. m.

**Gerne übernehmen wir auch größere
Sammlungen und Bibliotheken.**

Antiquariat Kretzer – Alter Kirchweg 23a – 35274 Kirchhain
Tel.: 06422/898119 ; www.antiquariat-kretzer.de

A. Fachwissenschaft

Im **Museum Helveticum** 66 findet sich (65-83) ein Beitrag von THOMAS A. SLEZAK mit dem Titel „Abbild der lebendigen Rede. Was ist und was will ein platonischer Dialog?“. Ausgehend von der allseits bekannten Schriftkritik im Phaidros widmet sich der Autor dem Verhältnis von lebendiger mündlicher Rede und schriftlich fixiertem philosophischem Dialog. Ob die Ergebnisse des Beitrages tatsächlich so neu sind, wie es im Abstract angedeutet ist, sei dahingestellt. Als einführender Überblick über das Problem der platonischen Schriftkritik, der durchaus auch fortgeschrittenen Schülern in einem Griechisch-Leistungskurs zur Lektüre empfohlen werden kann, eignet er sich jedoch vorzüglich. Aus dem 104. Band des in Chicago erscheinenden Journals **Classical Philology** seien vier Beiträge empfohlen: Erstens „Athenagoras, Stasis, and Factional Rhetoric (Thucydides 6.36-40)“ (1-12) von JAMES A. ANDREWS. Andrews analysiert die Funktion des Redenpaares von Hermokrates und Athenagoras vor der Volksversammlung in Syrakus über die möglicherweise bevorstehende athenische Invasion. Zweitens HÅKAN TELL, „Wisdom for Sale? The Sophists and Money“ (13-33). Ausgehend von den in mehreren platonischen Dialogen geäußerten Vorwürfen gegen die Sophisten, sie würden ihre Lehren für Geld veräußern, wird die griechische Literatur auf Reflexionen über das Problem, ob es moralisch gerechtfertigt sei, für Wissen und Weisheit Geld zu verlangen, untersucht; drittens die Gesamtinterpretation von Buch 8 der Ilias (ERWIN F. COOK, „The ‚Importance‘ of Iliad Book 8“, 133-161), viertens BENJAMIN STEVENS, „Ovid and Language in Exile“ (162-183), worin die Auswirkungen von OVIDS Selbstverständnis als eines in der Verbannung auch sprachlich isolierten Menschen auf die Sprache seiner Exildichtung untersucht werden. – In Heft 2 des **Hermes** 137 findet sich eine allegorische Interpretation der Aischyleischen „Sieben gegen Theben“ (JUNE W. ALLISON, „Cosmos and Number in Aeschylus’ Septem“, 129-147), ausgehend von der Bedeutung der Zahl sieben für Astronomie und Mathematik. DIRK LUND CHRISTENSEN, THOMAS

HEINE NIELSEN und ADAM SCHWARTZ („Herodotus and Hemerodromoi: Pheidippides’ Run from Athens to Sparta in 490 BC from Historical and Physiological Perspectives“, 148-169) geben im gleichen Heft einen Einblick in die Tätigkeit der militärischen Eilboten der Griechen nach HERODOT und anderen Schriftquellen. CHRISTIAN GNILKA schließlich gibt eine kurze Geschichte des Begriffes *dignitas* (191-201). – Der soeben erschienene 26. Band (Jg. 2008) der **Grazer Beiträge** enthält neben einem Überblick über Frauengestalten im Geschichtswerk des POMPEIUS TROGUS (PETER EMBERGER, „Schwache Männer – starke Frauen?“, 31-49) einen einführenden Artikel zu lateinischen Rombeschreibungen und -topographien der Renaissance, vornehmlich Flavio Biondos *Roma instaurata* und ihren Nachfolgern (RUTH ELISABETH KRITZER, *Qui Romam adierit, nihil vidit*. Intention und Vermittlungsabsichten von Romtopographen des 15. und 16. Jahrhunderts, 69-86) und einen Beitrag zur „griechisch römische[n] Antike im Werk von Thomas Bernhard“ (INGRID SEIRINGER, 115-130). – Aus den wie gewohnt umfänglichen ersten beiden Faszikeln des **Latomus** 68 seien folgende Artikel herausgehoben: ISABELLE COGITORE, „Les portraits chez Velléius Paterculus“ (51-72) untersucht die Charakterisierungen zentraler Figuren in der *Historia Romana*. M. BRETIN CHABROL („Les généalogies d’Énée chez Homère et Virgile: aspects de la mémoire sélective des Romains“, 295-318) zeigt anhand des im Titel genannten Beispiels die Bedeutung genealogischen Denkens im römischen Geschichtsbewusstsein. – Der 58. Band der **Historia** schließlich bietet u. a. einen amüsanten Beitrag über die Bedeutung der Augenbrauen für die Konstituierung von Männlichkeit von CICERO bis BRAM STOKER (JAN B. MEISTER, „Pisos Augenbrauen. Zur Lesbarkeit aristokratischer Körper in der späten römischen Republik“, 71-95). ALEXANDER RUBEL gibt einen historischen Überblick über „die ökonomische und politische Bedeutung von Bosporos und Hellespont in der Antike“ (336-355) vom 5. Jh. v. Chr. bis ins 6. Jh. n. Chr. JOSINE H. BLOK („Perikles’ Citizenship Law: A new Perspective“,

141-170) knüpft an eine neue Diskussion der Quellen zu dem umstrittenen Bürgerschaftsgesetz des PERIKLES (nach dem Zeugnis der *Athenaion politeia* soll Perikles verfügt haben, dass nur derjenige aktives Mitwirkungsrecht in der Polis hat, dessen beide Eltern athenische Bürger sind) interessante Betrachtungen über die Frage, was in den griechischen Stadtstaaten eigentlich einen ‚Bürger‘ ausmachte.

FELIX MUNDT

B. Fachdidaktik

Ausgesprochen empfehlenswert ist **Heft 4/2009** des **Altsprachlichen Unterrichts**, das sich eines in der Fachdidaktik der Alten Sprachen bisher nur wenig behandelten Themas annimmt – der szenischen Interpretation. Einen hervorragenden Überblick über das reiche Methodenrepertoire und seine Anwendungsmöglichkeiten gibt der Basisartikel von ANDREAS HENSEL. Vieles davon wird im Anschluss in den fünf Praxisbeispielen konkret veranschaulicht: Ob es sich um einen Lehrbuchtext (ANDREAS HENSEL: „*Cornelia Vestalis appropinquat*“; PASCAL SCHREMPF: „*Somnium Mirabile*“), eine CICERO-Rede (GÜNTER LASER: „Cicero und Catilina – *homo novus* versus *nobilitas*“), die römische Liebeslegie (GÜNTER LASER: „*Militat omnis amans* – Liebeslegie in szenischer Interpretation) oder einen PLINIUS-Brief (VERENA RÜCKER: „Danke, du hast mir eine großartige Frau erzogen“) handelt – allen Autorinnen und Autoren geht es darum, dass die Schüler sich handlungsorientiert in Personen und Situationen einfühlen und dabei Leerstellen der Vorlage füllen, sich mit ihrer eigenen Persönlichkeit auseinandersetzen und diese in die Interpretation einbringen. Hier liegt die Chance des Lateinunterrichts, der stark kognitiv-analytischen Betonung des Lateinunterrichts entgegenzuwirken und kreativ-interpretatorisches Potenzial gerade sprachlich schwacher Schüler freizusetzen. Dabei soll der/die Lehrende auch auf seine eigene Persönlichkeit Rücksicht nehmen: Wie intensiv man szenisches Interpretieren betreibt, ist jedem selbst überlassen – die Heft-Beiträge stellen von Aufwärmübungen über Stimmenskulpturen bis hin zur zeitaufwändigen Inszenierung eines ganzen Films alles an konkreten Beispielen vor

und deuten meist auch an, wie die Schüler darauf reagiert haben, die ja aus ihrem Lateinunterricht sonst andere Arbeitsformen gewohnt sind. Ergänzend finden sich in der Rubrik AUextra zwei stärker an Grundsätzlichem orientierte Aufsätze: RUDOLF HENNEBÖHL (Ovid-Verlag) beleuchtet unter der Überschrift „*Ut spectaculum poesis*“ kompetent die ovidische Erzähltechnik im Hinblick auf Möglichkeiten zur szenischen Interpretation und gibt zahlreiche Anregungen für eine entsprechende Behandlung der Metamorphosen im Unterricht. Die Umsetzung literarischer Vorlagen in Standfotos stellt HANS-JOACHIM GLÜCKLICH im letzten Artikel des Heftes in den Mittelpunkt seiner Ausführungen, die auch die frühen Formen szenischer Umsetzung von Literatur berücksichtigen sowie eine kritische Betrachtung der in der Didaktik angeführten Gründe für den Einsatz szenischer Interpretation im Lateinunterricht enthalten.

MARTIN SCHMALISCH

Den Reigen der Beiträge in der **Pegasus-Online-Zeitschrift** Nr. 1/2009 (<http://www.pegasus-onlinezeitschrift.de/>) beginnt ST. KIPF: „Historia magistra scholae? Historische Bildungsforschung als Aufgabe altsprachlicher Didaktik“ (S. 11-19): Historische Didaktik dient nicht einer ausschließlich positivistisch ausgerichteten Rekonstruktion der Vergangenheit. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte der eigenen Fächer schafft vielmehr ein fundiertes Verständnis für die Bedingtheit der aktuellen bildungspolitischen, didaktischen und methodischen Situation, ist weitgehend unabhängig von didaktischen Moden und liefert wertvolle Impulse zu einer erfolgreichen Weiterentwicklung des Unterrichts in Theorie und Praxis. Dies wird an einem für den altsprachlichen Unterricht zentralen Problem, der Texterschließungsmethodik, veranschaulicht. – Es folgen dann: M. LOBE: „USA und ROM. Über Macht und Ohnmacht zweier Großmächte“ (S. 20-49): Sind die USA ein Imperium wie einst Rom, und wenn, befindet sich Amerika dann in der Phase des Aufstiegs oder Abstiegs? Der Beitrag will eine Übersicht über die aktuelle Literatur zu diesem Thema leisten, in der explizit oder implizit die USA mit dem *Imperium Romanum*

verglichen werden. Berücksichtigung finden dabei amerikanische wie europäische Ansätze, Sichtweisen neokonservativer amerikanischer *Think tanks* ebenso wie die von Amerika-Skeptikern sowie Thesen von Politikwissenschaftlern, Historikern und Journalisten. Zudem soll ein Ausblick in die Zukunft der globalen Rolle der USA und des von ihnen verkörperten politisch-gesellschaftlichen Systems versucht werden. – J. MÜLLER-LANCÉ: „Die Bedeutung des Lateinischen in einer sich wandelnden Romanistik“ (S. 50-71): Seit ihrer Begründung als Fachwissenschaft galt die deutschsprachige Romanistik als sichere „Bank“ für das Lateinische. Ein Studium oder gar eine berufliche Karriere in der Romanischen Philologie war über viele Jahrzehnte ohne fundierte Lateinkenntnisse nicht nur undenkbar, sondern auch durch Prüfungsordnungen unmöglich gemacht. Diese Bank aber bröckelt seit einigen Jahren: Zum einen dadurch, dass die Romanistik zunehmend in ihre Einzeldisziplinen zerfällt (Sprach- vs. Literaturwissenschaft bzw. Französisch vs. Italienisch vs. Spanisch etc.) und die historische Dimension in Lehre und Forschung immer weniger Raum einnimmt, zum anderen durch die Umstellung der Studiengänge im Rahmen des sog. „Bologna-Prozesses“. Der Artikel zeigt auf, in welchen Bereichen der Romanistik nach wie vor auf Lateinkenntnisse zurückgegriffen werden kann und muss. Weiterhin wird darauf eingegangen, wie ein Lateinkurs aussehen könnte, der sich an romanistischen Interessen orientiert. – R. KAISER und M. GLOSS: „Munera Gladiatoria – eine Unterrichtsreihe für die Martial-Lektüre“ (S. 72-91): Die Autoren stellen eine Unterrichtsreihe vor, in der auf der Basis verschiedener Texte (MARTIAL, TERTULLIAN, SENECA, PETRON) die Gladiatorenspiele im Mittelpunkt stehen. Die Anordnung der Texte orientiert sich am Ablauf eines Tages der Spiele. Im Mittelpunkt der Interpretation steht die Frage nach Gewalt und ihrer Darbietung in der Öffentlichkeit. – B. SIMONS: „Die Matrix – Platons Ideen in einer virtuellen Welt der Zukunft“ (S. 92-101): Mit griechischer Originallektüre zu beginnen, und zwar mithilfe eines allgemein bekannten modernen Films, der sich bei Schülern großer Beliebtheit erfreut und am besten in der englischsprachigen

Originalfassung verwendet wird, und sich dabei mit zentralen Ideen der Philosophie PLATONS zu beschäftigen, dieser bereits bewährte Ansatz wird hier vorgestellt. Nicht nur der Film und das Vorgehen im Unterricht (bis hin zu Hausaufgaben und arbeitsteiliger Gruppenarbeit) werden genau erläutert, sondern durch entsprechende Tafelbilder im Anhang auch verdeutlicht.

In Heft 116/2 (2009) der Zeitschrift *Gymnasium* stößt man auf folgende Beiträge: W. BURKERT: „Griechische Weltkultur: Logos- Welt inmitten der Sprachenvielfalt“ (S. 103-119): Die griechische Kultur entwickelt sich in der Randzone der östlichen Imperien, übernimmt Handwerkskunst, Schrift, Literatur. Die Demokratie steigert die Bedeutung des *logos*, die Sophistik entwickelt ‚Höhere Bildung‘ als Logos-Kultur. Laut ISOKRATES ist das Wesen des Griechischen die *paideia*. Theater, Rhetorik und Philosophie sind fortan die Elemente einer griechischen Weltkultur, die über ALEXANDERS Eroberungen hinaus sich durchsetzt, auch bis Karthago und Rom. Später bleibt die Osthälfte des römischen Imperiums griechisch; die griechische Bildungswelt ignoriert Fremdsprachen. Eine neue Situation schafft das Christentum: Im griechischen Raum wird die Bibel in die Volkssprachen übersetzt, während der ‚lateinische‘ Westen schließlich die Lateinschule schafft und damit Fremdsprachen-Lernen zu einem Hauptinhalt der Bildung erhebt. – J. RÜPKE: „Der Gott und seine Statue (Prop. 4,2): Kollektive und individuelle Repräsentationsstrategien antiker Religionen“ (S. 121-134): Dass neben Menschen eine Klasse unsterblicher, mächtiger, beobachtender und gegebenenfalls auch eingreifender Akteure existiert, gehörte zu den Grundelementen der Weltbilder antiker Gesellschaften. Aber wie wurde diese Annahme plausibel gemacht, wie konnten diese „Götter“ mit Hilfe von Statuen und Kulden so repräsentiert werden, dass man mit ihnen in Kontakt treten konnte? Dieser Aufsatz will die scheinbare Selbstverständlichkeit dieser verbreiteten religiösen Formen gegen den Strich bürsten: Wie schaffen es diese Repräsentationsstrategien, ihr Gegenüber selbst zu erschaffen und zugleich diesen Konstruktionscharakter zu verdecken, d. h. die Konstruktionen als Re-Präsentationen zu behandeln?

Aus der Perspektive der antiken Akteure ist zu fragen, wie die Götter zu „kontrollieren“ sind und wie man sich ihnen nähern kann. Zugleich ist auch die Frage zu stellen, wie die Andersartigkeit, die Fremdheit dieser Götter verdeutlicht werden kann. Der Beitrag will bekannte literarische, archäologische und rituelle Befunde antiker Religionen in eine umfassendere religionswissenschaftliche Perspektive rücken und dadurch Anregungen zu einem neuen und entdeckeri-schen Umgang mit einer allzu vertrauten Eigenheit antiker Kulturen geben. – B. DREYER, B. SMARCYK: „*Res publica ut aliena*: Zur Funktion der republikanischen Verfassungsexkurse bei Tacitus“ (S. 135-168): Die Exkurse des TACITUS über die Republik hat man in der Forschung häufig vernachlässigt, da sie als inhaltlich atomisiert, verzerrt oder doch einseitig gelten oder auf gängige Interpretationsmuster („popular“ oder „optimistisch“) zurückgeführt werden. Die Autoren versuchen die relevanten Aspekte und Inhalte der republikanischen Exkurse, ihren Erzählkontext und die Zeit des Autors gegeneinander abwägend zu berücksichtigen. Die staatsrechtlichen Exkurse haben der notwendigen Information über den ursprünglichen Bedeutungsgehalt der republikanischen Ämter der senatorischen Laufbahn gedient. Auch sollten sie den Schein staatsrechtlich-politischer Kontinuität und die Grundlagen für die Macht der Principes offen darlegen. Die Etablierung ihrer Herrschaft hatte die römische Weltherrschaft dauerhaft gesichert. Die ursprünglich ebenfalls gegebene Rechtssicherheit wich jedoch periodisch einem Terrorsystem, das sich vor allem gegen die Nobilität richtete, die sich freilich von Beginn an vorausseilend dem Prinzipat unterworfen hatte. Eine Rückkehr zur Republik und zur alten Rolle der Nobilität stellte für Tacitus gleichwohl keine Lösung dar, da sein Urteil über diese Epoche wie über diejenige des Prinzipats durchgehend ambivalent ausfiel. Die Rückblicke auf die Republik dienten der Bewältigung einer immer noch nicht aufgearbeiteten Periode der Geschichte Roms, aus der sich der Prinzipat entwickelt hatte. – **Gymnasium Heft 116/3 (2009)** – CÉSAR FORNIS: „Konon, der die athenische Seemacht wiederherstellte“ (S. 203-236): Zwischen 394 und 391 v. Chr., während des

Korinthischen Krieges, war der Athener KONON VON ANAPHYSTOS mit dem wichtigen Kommando über die persische Flotte in der Ägäis betraut worden. Seine Position gestattete es ihm, die athenische Außenpolitik dieser Jahre zu bestimmen, ohne sich dem Großkönig gegenüber illoyal zu verhalten. In diesem Beitrag soll untersucht werden, ob es Konon war (wie eines der erhaltenen Fragmente des KRATIPPOS bezeugt), der zum ersten Mal nach der Niederlage im Peloponnesischen Krieg für Athen das Programm einer Politik entwickelt hat, die auf die Erneuerung der Großmachtstellung abzielte, oder ob er aufgrund seiner freundschaftlichen Beziehungen zum Großkönig kompromittiert war und es daher nötig erscheint, den Beginn einer imperialen Politik mit der Flottenexpedition des THRASYBULOS VON STEIRIA zum Hellespont (ca. 390) in Verbindung zu bringen. – H. SENG: „*Tityre, te cecini*. Politische Aspekte des Rückbezugs auf die Eklogen in Vergils *Georgica*“ (S. 237-256): Durch zahlreiche Bezüge bindet VERGIL die *Georgica* an das Eklogenbuch zurück; dies wird als Auseinandersetzung mit dem differenzierten politischen Gehalt der *Bucolica* gedeutet. Neben kompositorischen Schlüsselstellen kommt dabei vor allem dem Motiv der *Saturnia regna* zentrale Bedeutung zu, das in den *Georgica* eine neue Gestaltung erfährt, als Vorstellung einer durch rechtschaffene Arbeit erworbenen Fülle gegenüber der phantastischen Übersteigerung von *ecl.* IV. So setzt sich Vergil mit seiner poetisch-politischen Vergangenheit auseinander und erreicht eine Form der Synthese, die an *ecl.* IV nach der durch den Perusinischen Krieg verursachten Distanzierung in *ecl.* VI-X zwar wieder anknüpft, den Erfahrungen eines weiteren Jahrzehnts der Bürgerkriege aber durch Betonung des politisch-moralischen Anspruchs Rechnung trägt. – R. ROLLINGER: „Die Philotas-Affäre, Alexander III. und die Bedeutung der *Dexiosis* im Werk des Q. Curtius Rufus“ (S. 257-273): Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem rechtssymbolischen Akt der *Dexiosis* im Werk des Q. CURTIUS RUFUS. Dabei wird sowohl die literarische als auch die historische Ebene ausgeleuchtet. Einerseits lässt sich zeigen, dass CURTIUS als einziger Alexanderhistoriker die *Dexiosis* und die damit verbundenen rechtlichen

und moralischen Implikationen als bewusstes Mittel einsetzt, um die sukzessiv erfolgende „Orientalisierung“ Alexanders in Verbindung mit dessen fortschreitendem Vordringen nach Osten zu veranschaulichen. Andererseits ist nicht ausgeschlossen, dass sich Alexander in der Nachfolge der achaimenidischen Könige tatsächlich dieses rechtssymbolischen Aktes bediente und dies die Basis für die Literarisierung des Stoffes durch Curtius bildete. – A. A. LUND: „Zur Deutung der Taciteischen Darstellung des Orts der Varus-Schlacht“ (S. 275-283). – **Gymnasium Heft 116/4 (2009)** – H.-G. NESSELRATH: „Fremde Kulturen in griechischen Augen – Herodot und die ‚Barbaren‘“ (S. 307-330). – I. MÄNNLEIN-ROBERT: „Griechische Philosophen in Indien? Reisewege zur Weisheit“ S. 331-357). – S. LORENZ: „Der ‚ernste‘ Martial: Tod und Trauer in den Epigrammen“ (S. 359-380): MARTIAL ist vor allem als Verfasser spöttischer und erotischer Epigramme bekannt, und als solcher stellt er sich in seinen poetologischen Texten auch selbst dar. Aber Martial hat auch ernst anmutende Gedichte geschrieben – unter anderem spricht er von seiner Trauer um verstorbene Zeitgenossen. In der Gesamtheit der *Epigrammaton libri* bleiben solche „ernsten“ Epigramme jedoch Außenseiter, die zudem teilweise die Funktion haben, einen Kontrast zum humorvollen Rahmen zu schaffen und somit die Rezipienten durch Widersprüche und Überraschungen noch besser zu unterhalten. Martial schreckt nicht einmal davor zurück, Gedichte, in denen auf anrührende Weise der Tod von Kindern beklagt wird (5.37. 11.91), für sein literarisches Konzept zu instrumentalisieren. Sein Werk ist weitaus weniger mitfühlend, als häufig angenommen wurde. Es ist provokant und anstößig. – **Gymnasium Heft 116/5 (2009)** – W. SUERBAUM: „Die Sichtbarkeit des Autors in seinem Werk: Vergil in Buchillustrationen zur Aeneis“ (S. 413-458). – B. HOGENMÜLLER: „Epikureisches in Juvenals dritter Satire (sat. 3,226-231)“ (S. 459-467): JUVENAL gilt als der am wenigsten philosophische Schriftsteller des 1. Jh. nach Christus. Analysen einiger Satiren jedoch konnten zeigen, dass er sehr wohl mit philosophischer Lehre vertraut war. GILBERT HIGHET wies erstmals explizit 1949 in seinem Aufsatz „The Philosophy of Juve-

nal“ nach, dass der Satiriker insbesondere EPIKUR und dessen Lehren in den späten Satiren zugetan war. Dem Nachweis, dass sich dieses Phänomen durchaus in einer frühen Satire finden lässt, ist diese kurze Studie gewidmet. – TH. BLANK: „Homers Heimat ist die Dichtung. Essay anstatt einer Rezension zu Raoul Schrott: Homers Heimat“, München (Hanser) 2008, S. 469-474.

Antike Welt. Zeitschrift für Archäologie und Kulturgeschichte behandelt in Band 2/2009 das Titelthema: Rohstoff Wasser. Die Notwendigkeit der Wasserversorgung war für den Menschen schon immer präsent: Wie transportiert man Wasser über weite Strecken an den Wohnort? Wie sorgt man in der Regenperiode für trockene Zeiten vor? Das Titelthema bietet einen Überblick über vier Jahrtausende Wassertechnik von der Steinzeit bis zum Römischen Reich. Ob einfache Wasserstelle oder ingenieurtechnische Meisterleitung: Der Wasserbau gehört zu den wichtigsten und ältesten Kulturtechniken der Menschheit. H. FAHLBUSCH: „Von der Wasserstelle zum Aquädukt“ (S. 8-16) gibt einen Überblick über vier Jahrtausende Wassertechnik von der Steinzeit bis zum Römischen Reich. – CHR. OHLIG: „Garant für Lebensqualität“ (S. 17-24) stellt fest: „Die Güte ihres Wassers war für die Bewohner von Pompeji elementar. Und auch auf seine Verteilung innerhalb der Stadt hatten sie ein wachsames Auge. – M. DÖRING: „Der längste Tunnel der antiken Welt“ (S. 26-34): Wo es notwendig wurde, bauten die Römer auch unterirdische Wasserleitungen. Die längste ihrer Art misst 106 km und ist Teil eines Systems von ca. 170 km Länge im heutigen Jordanien/Syrien. – F. MÜLLER-RÖMER: „Eine neue Hypothese zum Pyramidenbau“ (S. 57-61) erläutert einen neuen Ansatz zum Bau der Mykerinospyramide. – „Die Altersdebatte – eine alte Debatte?“, fragt H. KIEBURG und untersucht die Unterschiede und Parallelen in der Wahrnehmung des Alters in der Antike und heute (S. 62-65). – Auf römischen Pfaden durch mittelitalische Städte, hier: „Rimini“, begibt sich G. BINDER (S. 71-77). – K. BARTELS untersucht in der Reihe ‚Zitate aus der alten Welt – Woher sie kommen und was sie bedeuten‘ die Wendung „Urbi et orbi: Vom Global Village zum päpstlichen Segen“ (S. 92). – Im „Jubiläumsspezial. Geschichte der

Archäologie“ untersucht J. M. BEYER in Teil 2 „Die Antike als Ideal. J. J. Winckelmann und die Etablierung der Archäologie als Wissenschaft“. Band 3/2009 greift als Titelthema „Die Varusschlacht“ auf: Die Niederlage des VARUS im Jahr 9 n. Chr. wird als ein Wendepunkt der römisch-germanischen Geschichte gesehen. Doch dies wurde die Katastrophe erst, als TIBERIUS aus machtpolitischen Überlegungen heraus im Jahr 16 n. Chr. die Offensive gegen die Germanen einstellte. Denn damit war die augusteische Provinz Germanien endgültig verloren. Die Autoren beleuchten Ursache, Geschehen und Wirkung der Schlacht, die sich für das Römische Reich zur Katastrophe auswuchs. W. ECK („Die Varusschlacht. Triumph und Katastrophe“, S. 8-13) erklärt, wie die römische Politik vor der Schlacht zu bewerten ist, G. MOOSBAUER u. a. („Zwischen Wäldern und Morast“, S. 14-19) legen eines der spektakulärsten antiken Schlachtfelder Europas bei Kalkriese frei und R. WIEGELS („Arminius und die Varusschlacht“, S. 20-28) vollzieht die z. T. kuriose Nachwirkung und Stilisierung des Arminius nach. – CHR. KÖRNER: „Philippus Arabs – ein Araber auf dem römischen Kaiserthron?“ (S. 73-78): Standen am Anfang seiner Herrschaft Mord und Usurpation? PHILIPPUS, genannt „der Araber“, war ein Kind seiner Zeit, des Jahrhunderts der Soldatenkaiser. – K. BARTELS spürt das Zitat „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ auf (S. 92) und J. M. BEYER gelangt in Nr. 3 der Streifzüge durch die Geschichte der Archäologie zur „Archäologie mit dem Spaten. Die großen Ausgrabungen des 19. Jahrhunderts“ (S. 93ff.).

In **Band 4/2009** von **Antike Welt** geht es im Titelthema „Mauern“ um die Funktionen „Schutz-Grenze-Repräsentation“. Mauern zählen zu den elementarsten Bauwerken, die von Menschen errichtet werden. Sie sichern die Menschen vor der Außenwelt, markieren und umschließen ein Territorium und zeugen von Geltungsbewusstsein und Repräsentationswillen. Anlässlich des Jubiläums des Falls der Berliner Mauer befragt die Zeitschrift Antike Welt die Antike nach ihren Mauern: Seit wann gab es sie, wer baute sie, wie sahen sie aus und was bezweckte man mit ihnen? Es geht in den Vorderen Orient

und einmal rund um das Römische Reich. – H. SONNABEND: „Umringt und geschützt“ (S. 8-16) konstatiert: Zu den am besten erhaltenen antiken Mauern zählen heute die Stadtmauern. Sie hatten vielfältige Funktionen zu erfüllen und sind noch vielerorts zu sehen. – Einen Grenzwall von 220 km Länge stellt A. MÜLLER-KARPE vor: „Auf dem Rücken der Berge – Die kappadokische Mauer in Anatolien“ (S. 17-21). Bislang ist sie auf 20 km kartiert. Über 80 weitere km sind zu erwarten. – Weit bekannter ist das Grenzverteidigungssystem der Römer; TH. FISCHER stellt es vor: „Aus Gras, Holz und Stein. Der römische Limes“ (S. 22-29).

Band 5/2009 präsentiert als Titelthema „Alexander der Große im Osten“. Gerade einmal 22 Jahre alt war er bei seinem Aufbruch an der Spitze des griechischen Bundesheeres. In den folgenden 11 Jahren hinterließ er seine Spuren in Ägypten, im Vorderen Orient und Mittleren Osten, in Mittelasien und schließlich in Indien. Die Antike Welt 5/09 folgt ihm und seinen Männern auf dem Weg an die Grenzen der damals bekannten Welt, zeichnet die Geschichte des Feldzuges nach, findet seine Hinterlassenschaften zwischen Hindukusch und Pamir und geht mit ihm in seiner islamischen Umdeutung als Prophet in die Kabaa in Mekka. – Großes Spezial zu den Vandalen: Waren die Vandalen besser als ihr Ruf? Neue Erkenntnisse legen diesen Schluss nahe. Jenseits der Schriftquellen ihrer Gegner eröffnet sich ein Bild der Vandalen als kultivierter Gesellschaft. Zaubhafte archäologische Funde sind derzeit in Karlsruhe in der Ausstellung „Das Königreich der Vandalen – Erbe des Imperiums in Nordafrika“ zu bewundern. – K. BARTELS geht der Geschichte des „*Carpe diem*. Den Tag ergreifen, das Leben leben“ (S. 92) nach. J. M. BEYERS Streifzüge durch die Geschichte der Archäologie sind bei „Das Menschenbild im Wandel der Zeiten. Ein Gang durch die Epochen des Altertums“ (S. 93ff.) angeht.

Welt und Umwelt der Bibel, Heft 52 (2/2009) zum Thema „Apokalypse“. Das Wort „Apokalypse“ beschwört Bilder von Gewalt und kosmischen Katastrophen, von Weltuntergangsszenarien und unfassbarem Schrecken. Das Ende ist nicht mehr aufzuhalten. Bilder und Filme

vertiefen diese Vorstellungen. Doch entsprechen sie eigentlich den biblischen Aussagen? Während über Jahrhunderte die Bilder von Gewalt weitergegeben wurden, ist in den Hintergrund getreten, dass das letzte Buch des Neuen Testaments, die Offenbarung des Johannes, geschrieben wurde, um Hoffnung zu wecken statt Angst zu erzeugen. Das Heft 52/2-2009 bringt etwa ein Dutzend reich bebilderte Beiträge zum Thema des Heftes.

Welt und Umwelt der Bibel, Heft 53 (3/2009) zum Titelthema „Konstantinopel“ (die Kulturhauptstadt 2010!). Leuchtende Stadt“, „Königin der Städte“, „die Schöne“. Den Einwohnern Konstantinopels mangelte es nicht an Superlativen, um ihre Stadt zu beschreiben, an der sie so leidenschaftlich hingen. In der Tat baute KONSTANTIN an der Stelle des alten Byzanz eine Stadt, in der jeder Stein, jedes Gebäude und jede Straße von der politischen Funktion des griechischen und christlichen Ostreichs zeugen sollte. So entstand Konstantinopel, das „neue Rom“, das bald alle anderen Städte des Römischen Reichs überstrahlte. Mit der Gründung einer „christlichen Hauptstadt“ im Osten und mit der Zulassung des Christentums als offizielle Religion erhielt Konstantinopel höhere Bedeutung als die bisherige Metropole im Westen. Das Patriarchat der Kaiserstadt beanspruchte allerdings keine Führungsrolle gegenüber den anderen vier Kirchenzentren (Rom, Alexandria, Antiochia, Jerusalem), sondern deren Gleichstellung. Lange bevor Rom sich als Zentrum eines christlichen Großreiches etablieren konnte, übte Konstantinopel diese Funktion aus. U. a. folgende Artikel sind der alten Kaiserstadt am Bosphorus gewidmet: GABRIELE MIETKE: „Widerschein des Himmels. Konstantinopel im Museum für Byzantinische Kunst in Berlin“ (S. 2-11). – A. MÜLLER: „Wanderung durch zwei Jahrtausende. Auf den Spuren des Christentums in Konstantinopel“ (S. 12-23). – A. KÜLZER: „Die Anfänge einer Kaiserstadt Konstantinopel im vierten Jahrhundert“ (S. 24-31). V. EID: „Justinian, von Gottes Gnaden Kaiser der Römer. Am Ende der Spätantike in Konstantinopel“ (S. 32-35).

Die Ausgabe **54 (4/2009)** von **Welt und Umwelt der Bibel** stellt die Vielfalt des Marienbildes vor, von der biblischen Überlieferung

über die Apokryphen bis zu Kunstgeschichte und Marienfrömmigkeit. Die Beiträge zeigen religionsgeschichtliche Parallelen, die Umwelt Marias und fragen nach dem biblischen Familienbild.

GAIUS IULIUS CAESAR steht im Mittelpunkt des **Heftes 1/2009** der Zeitschrift **Praxis Geschichte** – Das Heft richtet einen multiperspektivischen Blick auf Caesars Lebensstationen und liefert ein vor allem für die Klassen 5 bis 7 aufbereitetes Angebot zum Lehrplanthema „Rom“ und will Prozesse der frühen Urteilsbildung im Geschichtsunterricht anstoßen. Den Basisbeitrag schrieb E. BALTRUSCH: „Caesar. Eine Karriere am Ende der Römischen Republik. Popular, Consul, Diktator – Machtmensch, Getriebener, Vergebender“ (S. 4-10). Diese Zuschreibungen benennen skizzenhaft das Leben und den Charakter des Gaius Iulius Caesar. Sie markieren die bis heute faszinierende Biografie einer umstrittenen Persönlichkeit. Hatte Caesar ein politisches Programm oder ging es ihm nur um Macht und Ruhm? Wollte er das Wesen der Republik mit seiner Diktatur retten oder als siegreicher Monarch in die Annalen eingehen? Die Antworten der Wissenschaft werden darauf, je nach Zeitgeist und Perspektive, vielfältig ausfallen. Caesar erlebte die Krise der Römischen Republik. Er ergriff in bestimmten Situationen die Initiative, um sich Macht zu sichern und dabei die Strukturprobleme anzupacken. – U. BAUMGÄRTNER: „Ein genialer Staatsmann? Historikerurteile über Caesar im Geschichtsunterricht“ (S. 14-18): Will das Fach Geschichte nicht nur Wissensvermittlung betreiben, kommt dem Problemkreis der Urteilsbildung und der Entwicklung der historischen Forschung eine zentrale Bedeutung zu. Die Politik Caesars bietet einen guten Ansatzpunkt, die Entstehung von historischen Urteilen und Historikermeinungen nachzuvollziehen und in den jeweiligen Zeitkontext einzuordnen. Dass dies nicht nur für Schülerinnen und Schüler der gymnasialen Oberstufe im Unterricht umgesetzt werden kann, zeigt der hier vorgestellte Ansatz. – K. JANSSEN: „Caesars Konsulat. Eine Kraftprobe mit dem Senat“ (S. 19-23): In dem Machtkampf, den Caesar in seinem Konsulat 59 v. Chr. mit dem Senat heraufbeschwor, zeigten sich sein ungewöhnlicher Ehrgeiz und seine politische Energie, mit der er seine und seiner Verbündeten Ziele

rücksichtslos gegen die Senatsmehrheit durchzusetzen verstand. Schülerinnen und Schüler der Klassenstufe 6 lernen zwischen den Inhalten und den Methoden seiner auf Konfrontation bedachten Politik zu unterscheiden. – K. J. BREMM: „Im Land des Feindes. Eine dramatische Episode aus dem Gallischen Krieg“ (S. 24-32): Schülerinnen und Schüler des Jahrgangs 6/7 werden in diesem Unterrichtsvorschlag mitten in den gallischen Aufstand des Jahres 52 v. Chr. geführt. Caesar teilte sein Heer und sandte seinen Legaten LABIENUS mit vier Legionen in das Seinegebiet, damit dieser dort an einer zweiten Front aufständische Stämme in Schach hielt. In einer kombinierten Karten- und Textarbeit lässt sich die Brisanz der Situation erschließen, die Caesar nach Jahren der erfolgreichen Eroberungen in Gallien kaum für möglich gehalten hat. – M. DIETZE: „*Alea iacta est!*‘ Das ‚Spiel‘ mit der Republik“ (S. 33-35): Caesars Überschreitung des Rubikon löste einen opferreichen Bürgerkrieg aus, an dessen Ende der Untergang der politischen Verfassung der Römischen Republik stand. Bevor Caesar all seine Zweifel an dem Vorhaben mit einem Spruch wegwischte, hielt er inne und bedachte noch einmal seinen Plan. An dieser Stelle sollen auch die Schülerinnen und Schüler (Klasse 6/7) innehalten, um zu erkunden, was Caesar zu dem verhängnisvollen Schritt veranlasst hat und welche Ziele er verfolgte. – CLAUDIA TATSCH: „*Veni, vidi, vici!*‘ Caesar – ein Feldherr der ‚schnellen Erfolge?‘“ (S. 36-41): Caesars übertrieben positive Selbstdarstellung in den *Commentarii* zum Bürgerkrieg und seine Abwertung der Gegner provozierten schon die Zeitgenossen. Sie fordern erst recht im heutigen, multiperspektivischen Unterricht dazu heraus, sie auf den Prüfstand zu stellen. Die Quellenlage ist gut geeignet, um das geschichtskritische Bewusstsein von Schülerinnen und Schülern der 5. und 6. Klasse zu fördern. Außerdem bietet sie die Möglichkeit, verschiedene grundlegende Arbeitstechniken des Fachs binnendifferenziert zu üben, denn es stehen unterschiedliche Quellengattungen zur Verfügung. – M. MAUSE: „*Clementia Caesaris.*‘ Caesar und seine Gegner im Bürgerkrieg“ (S. 42-46): Als Caesar den abgetrennten Kopf seines Hauptkontrahenten POMPEIUS sah, soll er – so berichtet es

PLUTARCH – geweint haben. Vielleicht tat er dies, weil er seinen ehemaligen Weggefährten auch hätte begnadigen wollen? Schon nach seinem ersten Sieg im Bürgerkrieg unterstrich Caesar für viele Zeitgenossen völlig überraschend seine Versöhnungsbereitschaft. An ausgewählten Beispielen kann eine Klasse 6 in Partner- und Gruppenarbeit Caesars *Clementia*-Politik ausloten und dabei seine Gegner im Bürgerkrieg kennen lernen. – KL. FIEBERG: „An den Iden des März. Caesars Ermordung im Spiegel narrativer Historienbilder“ (S. 47-50): Das tödliche Attentat auf Caesar, verübt durch ein Verschwörerkomplott, dem auch Vertraute des Diktators wie BRUTUS angehörten, inspirierte Schriftsteller wie Künstler. Der Unterrichtsvorschlag für die Sekundarstufe I stellt das Historienbild von CARL PILOTY in den Zusammenhang antiker Geschichtsschreibung und kontrastiert es mit einem weiteren Gemälde des Ereignisses von JEAN-LÉON GÉRÔME. Methodisch werden verschiedene Varianten von einem stärker analytisch geprägten Zugang bis zu handlungsorientierten Verfahren berücksichtigt. – W. BICKEL: „Auf Spurensuche. Vercingetorix‘ Ende. Der Brauch des Menschenopfers im römischen Triumphzug“ (S. 50-52): Die fixe Vorstellung von der Überlegenheit der (römischen) „Zivilisation“ gegenüber der (keltisch-germanischen) „Barbarei“ führt dazu, dass archaisch-„barbarische“ Züge nicht wahrgenommen oder verdrängt werden. Dies gilt für die Zeitgenossen im Römischen Reich wie für ihre Historiografen. So wird selten benannt, dass sich das Weiterleben des Archaischen auch in einem Triumphzug Caesars zeigt. Der sonst durch seine *clementia* – Milde und Begnadigungspraxis – bekannte Feldherr und Diktator ließ den in Alesia unterworfenen Gallierfürsten VERCINGETORIX nach sechsjähriger Haft und unmittelbar nach Vorführung im Triumphzug erdrosseln.

In der Nummer 1/2009 der Zeitschrift **Circulare** schreibt A. REITERMEYER unter dem Titel „OECD versus EUROCLASSICA, EUROCLASSICA versus OECD?“ (S. 6f.), dass nach sechs Jahren Arbeit Europa nun endlich einen gemeinsamen Lehrplan für Latein und Altgriechisch mit Kompetenzen und Inhalten und Beispielaufgaben und einem Beurteilungssystem besitzt (vgl. *www.*

euroclassica.eu, dort ECCL: European Certificate For Classics). – In **Heft 2/2009** schreibt F. LOSEK über „Vorarbeiten zu einer möglichen standardisierten Reifeprüfung (SRP) aus Latein und Griechisch“ (S. 2-4). – CHR. SEIDL, CHR. UTZINGER und TH. WIRTH präsentieren einen Extrakt aus ihrem gleichnamigen Buch „Sprache und Allgemeinbildung. Neue und alte Wege für den alt- und modernsprachlichen Unterricht am Gymnasium“ (S. 10-14). – Das **Heft 3/2009** beginnt mit zwei Beiträgen von KL. BARTELS: „Johannistag“ und „Klio in der Doktorprüfung“ (S. 2 und 3). – MARIE-THERES SCHMETTERER sucht nach Antworten auf die Frage, warum sich Menschen mit kulturellem Erbe befassen: „Rezeption – Resonanz, Spiegel und Metamorphose“ (S. 10f.). – Von A. REITERMAYER folgen weitere Erläuterungen zu: „*European Curriculum für Latein. The approved version*“ (S. 13-19). Auf Seite 21 findet sich folgender Hinweis auf einen „Schülerkalender auf Latein“: Von der Europäischen Union gibt es einen Schülerkalender auf LATEIN, der von der EU gegen einen Unkostenbeitrag verteilt wird! Infos und Bestellmöglichkeiten: <http://www.generation-europe.org/latin/page.asp?lgid=30&menuID=79>

Einen Umfang von 220 Seiten hat die im Frühjahr 2009 erschienene Nummer 10 von **Pro Lingua Romana** des gleichnamigen „Vereins zur Förderung der Lateinischen Sprache in Schule und Öffentlichkeit“ (Eupener Straße 158, 52066 Aachen). Die Redaktion liegt bei Dr. HERMANN KRÜSSEL und DAVID LENNARTZ vom Pius-Gymnasium Aachen. Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt nur andeutungsweise die Fülle, die etwa 30 Autoren zusammengetragen haben: Chronogramme 2009 / Dramatische Ereignisse in der Bandkeramik / *Spectacula Romana* / Skorpione. Römische Katapulte / Maastricht. Steindenkmäler und Schatzfund / Pobliciusdenkmal. Gruss aus dem Elysium / Das Dionysosmosaik in Köln / Münzen in Kalkriese / Umgang mit Schicksalsschlägen / Ovid in Eichstätt / Der Schatz von Weissenburg / *Fossa Carolina* / Numismatische Chronogrammatik / Chigis Rückreise von Trier nach Aachen / Ein Schülergedicht Schillers / Schillers Glocke in lateinischer Sprache / Goethe und Italien / Bischof Berdolet im Fokus

der Musen / Berdolets Napoleonkult / Auf den Spuren der Humanisten in Leuven / Anspruchsvoll, aber faszinierend: Griechisch / Die Rückkehr der Quadriga / Rückblick auf die Olympischen Spiele / Fussball-Europameisterschaft / Bundeswettbewerb Latein / Gedanken über Fenchel / Sprachenarmut in Britischen Gemeinden / Römische Spuren auf Mallorca / *Prodesse und Delectare* / Einige Fakten zum Latinum / Der Irakkrieg / Fasti / Leserbriefe / Nachrufe / Danksagungen – und natürlich viele Abbildungen. Weitere Informationen unter www.pro-lingua-Latina.de. Eine Inhaltsübersicht über die bislang erschienenen zehn Hefte gibt es hier: <http://www.pro-lingua-latina.de/site/index.htm>.

In **Heft 1/2009** der Zeitschrift **Latein und Griechisch in Baden-Württemberg** wird die „Stellungnahme zum Entwurf der Gymnasiallehrerprüfungsordnung Baden-Württemberg. Gegen eine Schwächung der fachwissenschaftlichen Ausbildung“ von H. MEISSNER abgedruckt (S. 4-12). Es folgt von M. ERLER: „Platons Politeia und sokratische ‚Politik‘“ (S. 12-24). – D. LOHMANN: „Lateinlehrer – auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ (Gedanken zu: Lernökonomie, Sprachkontinuum, Effizienz und Übersetzungsmethode –anlässlich des Didaktik-Seminars ‚Übersetzungstraining‘ an der Univ. Tübingen, WS 2007/8) (S. 24-47).

Das **Heft 2/2009** des **Mitteilungsblatts des DAV. LV NRW** enthält folgende Artikel: R. HÜLS: „Arminius – der edle Recke in seiner literarischen Rezeption“ (S. 20-33). – A. FRICEK: „Ratschläge für einen erfolgreichen Lateinunterricht“ (S. 33-41).

Im neuen Erscheinungsbild präsentieren sich die **Mitteilungen des DAV, Landesverband Niedersachsen zusammen mit den Landesverbänden Sachsen-Anhalt und Bremen, Heft 2/2009**. „Struwelpeter Goes Grammar“ liest man da. „*Petrulus Grammaticus* (I)“ ist eine mit Cartoons illustrierte lateinische Version des aus zehn Historietten bestehenden „Struwelpeter“ HEINRICH HOFFMANNS, die sich inhaltlich teils mehr, teils weniger an den Originalgeschichten orientieren. Sie sind für Schüler nach dem 3. bzw. 4. Jahr Lateinunterricht gedacht, schreibt F. SCHLOSSER (S. 6-22). – „Ausgewählte sprach-

lich-stilistische Mittel der lateinischen und griechischen Literatur“ sind von mehreren Fachkollegen auf zwei Seiten (S. 24f.) zusammengestellt worden; eine erweiterte Fassung ist einzusehen unter: http://www.navonline.de/aktuell/ausbildung/akt_ausbildung_stilmittel-liste.php – Auf den Seiten 27-30 gibt es von MARIA SCHMUTTE ein Kreuzworträtsel „Cicero und seine Zeit“ (siehe auch: http://www.navonline.de/mitteilungsblatt/mit_LIX_2_2009/inhalt.php – Auf den Seiten 32-36 wird die in Heft 1/2009 begonnene Debatte über das neue Lehrwerk „intra“ mit der Entgegnung der Verlagsredakteurin MARTINA STEINKÜHLER und der Autorinnen des Lehrbuchs weitergeführt.

Im **Heft 4/2008** der Zeitschrift „**Die Alten Sprachen im Unterricht**“ findet man die z. T. reich illustrierten Beiträge von W. SUERBAUM: „Aeneas als nackter Heroe, Augustus als Gott. Zum neoklassizistischen Aeneis-Zyklus des Anne-Louis Girodet-Trioson um 1820“ (7-35). – B. LORENZ: „Lateinischer Sprachunterricht an einer Fachhochschule. Umfeld und Ziel“ (S. 36-39) – R. MAIER: „Latein für Eltern. Ein Kurs am Dom-Gymnasium in Freising“ (S. 40-43). – MICHAEL DRONIA schreibt in Heft 1/2007 über „Luxus und Dekadenz – Römisches Leben am Golf von Neapel: Arbeitsblätter zum Besuch der Ausstellung mit Schulklassen“ (S. 3-34). – H.-L. OERTEL erinnert unter dem Titel: „*Friderici Schilleri poemata Latine versa*“ (35-42) an den 250. Geburtstag SCHILLERS am 10. November. – Große Persönlichkeiten stehen auch im Mittelpunkt des

Heftes 2/2009: CHR. ZITZL: „Die Tragik einer großen Liebe – Abaelard und Héloise im lateinischen Lektüreunterricht“ (S. 3-17). – BARBARA ENGLERT: „Mit Schwung in einen ‚bewegten‘ Lateinunterricht. Anregungen für den Sprachunterricht“ (S. 18-28), dabei geht es um die Ermöglichung von Lernprozessen auf körperlicher, emotionaler, ästhetischer, personaler und sozialer Ebene. – W. SCHRÖTTEL: „*Mantua me genuit – hic obiverat Hofer*“ (S. 29-33). – A. BLÜMEL: „*If you love Latin: Ein Nachtrag zum 300. Geburtstag von Henry Fielding am 22.4.2007*“ (S. 34-39).

Das **Heft 2/2009** von **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** beginnt mit Teil 2 der „Szenen einer Romfahrt“ von L. DÜNNWALD (S. 22-25) und einer Auswahl von „Aufgaben des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen“ (im Einzelwettbewerb Latein 2009), zusammengestellt von J. RABL (S. 26-32). – Das **Heft 3/2009** ist vollständig dem 11. Schülerwettbewerb „Lebendige Antike“ gewidmet. Von J. RABL stammt die Ergebnisübersicht: „*Nil magis mirandum in toto orbe terrarum*“. Das Wasser bei Griechen und Römern. Rückblick auf den 11. Schülerwettbewerb Lebendige Antike“ (S. 43-64). – Das Thema des Wettbewerbs ließ A. FRITSCH bei der Festrede im Rahmen der Preisverleihung am 13. Juli 2009 Revue passieren unter dem Titel „*Nulla vita sine aqua – Kein Leben ohne Wasser*“ (S. 66-71). – LENA LÜTJE, Teilnehmerin am Wettbewerb aus einer Quinta, bringt ihre Erfahrungen beim „Wettbewerb ‚Lebendige Antike‘ 2008/09“ zu Papier (S. 72).

JOSEF RABL

**Qualität
macht
Eindruck**

**BÖGL
DRUCK**

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

Besprechungen

Christos Karvounis, *Aussprache und Phonologie im Altgriechischen*, Darmstadt 2008, 120 S., EUR 29,90 (WBG: Wissenschaftliche Buchgesellschaft B-20834-0).

Wenn der Verf. bereits in den ersten Seiten deutlich gemacht hätte, dass die empfehlenswerteste Aussprache des Altgriechischen die neugriechische ist, hätte man sich die Lektüre des ganzen Buches gern ersparen können und es in den Bereich der (nicht spannenden) Belletristik verwiesen. So blieb auch die Hoffnung, dass der erste systematische Versuch, die erasmische Aussprache-Rekonstruktion abzulehnen, ein isolierter Fall bleiben würde (C. C. CARAGOUNIS, *The Development of Greek and the New Testament*, Tübingen 2004; Karvounis selbst kündigt eine Rezension von Caragounis im *Gnomon* an), unerfüllt.

Im ersten Abschnitt (S. 15ff.) widmet sich der Verf. den „drei Methoden, altgriechische Texte vorzulesen“: die neugriechische (bereits byzantinische), die erasmische (*De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione dialogus*, 1528) sowie die erasmische in einigen nationalen Anpassungsformen (der Verf. nennt sie ‚pseudo-erasmisch‘ oder ‚Schulaussprache‘). Die erasmische wird zunächst mit einem wahrhaft wissenschaftlich begründeten Urteil liquidiert (sie sei „in mehreren Fällen nur schwer zu praktizieren“!), die ‚pseudoerasmische‘ hingegen mit pauschalen Bemerkungen über die vermeintliche Praxis an Schulen und Universitäten der wichtigsten europäischen Kulturländer. Dabei übersieht der Verf., dass die Praxis oft nicht mit der Theorie zu verwechseln ist: die Tatsache, dass etwa in Deutschland der Diphthong eu als ‚oi‘, in Italien der Spiritus asper ‚oft nicht‘ ausgesprochen wird – eine Angabe, die sich übrigens keineswegs bestätigen lässt –, dass also die durchaus verständliche Tendenz zu einer Art phonetischen Ökonomie in der praktischen Anwendung herrscht, erlaubt keinerlei Schlüsse über die eigentliche Kenntnis der wissenschaftlich wiederhergestellten (‚erasmischen‘) Aussprache. Ähnliches gilt für die Diskrepanz zwischen der rekonstruierten und der im Unterricht konkret zu hörenden Aussprache des Lateins, welche keine höhere Aufmerksamkeit verdient als etwa die Art und Weise, wie ein belie-

biger Laut einer beliebigen Fremdsprache in einem beliebigen Land wiedergegeben wird bzw. inwiefern eine mehr oder weniger herrschende Praxis von der allgemein akzeptierten Theorie abweicht (man denke z. B. an die frz. Wiedergabe der engl. interdentalen Frikativen /θ/ und /ð/). Gewiss ist eine allgemein akzeptierte Theorie für die Rekonstruktion einer klassischen, ja toten Sprache keine Selbstverständlichkeit – der endgültige Nachweis wird sich immer vermissen lassen –, aber diesen Rekonstruktionsversuch mittels dessen ‚parodischen‘ Formen zu diskreditieren versuchen, ist ein zumindest merkwürdiges Verfahren.

Im Abschnitt über die ‚diachrone Definition‘ (S. 22ff.) wird eine als traditionell angegebene vierteilige Periodisierung der griechischen Sprachgeschichte geboten (deren Herkunft jedoch nicht angeführt wird): die Beobachtung mag zwar sinnvoll klingen, dass ein Ende der Zeitspanne des ‚Altgriechischen‘ im 4. Jh. v. Chr. der relativen Einheitlichkeit der griechischen Literatursprache, die sich bis in die Neuzeit an der klassischen attischen Prosa orientiert, keine Rechnung trägt, die Logik der anschließenden Schlussfolgerung entgeht mir jedoch vollkommen: „Sofern wir das Altgriechische ausschließlich als ‚Schriftsprache‘ betrachten, ist die Diskrepanz zwischen Laut und Schrift von sekundärer Bedeutung. Sobald wir aber altgriechische Texte vorlesen wollen oder uns Gedanken über die ‚korrekte‘ Aussprache des Altgriechischen machen, müssen wir den Begriff altgriechische Aussprache zwangsläufig auf seine gesamte zeitliche Spanne hin betrachten. Das bedeutet, dass, ganz gleich mit welcher Aussprache wir altgriechische Texte (der Antike) lesen, keine von ihnen exklusiv als richtig betrachtet werden kann, da sowohl die neugriechische als auch die erasmische nur für einen Teil dieser weiten Zeitspanne zutreffen“ (S. 27f.). Als ließe sich behaupten (auch hierfür erweist sich die Parallele zum Latein als lehrreich): da wir den genauen Zeitpunkt der Palatalisierung der Velaren (vor palatalem Vokal) im Latein nicht bestimmen können, sei es gleichgültig, ob wir CICEROS Texte wie jene PETRARCAS, oder umgekehrt, lesen. Natürlich werden wir uns im Gegenteil darum bemühen müssen, Ciceros

Latein nach der wissenschaftlich rekonstruierten Aussprache (etwa *civis* [ˌkīwis]) zu lesen, während wir mittel- oder neulateinische Texte den nationalen ‚Bequemlichkeitsaussprachen‘ überlassen (etwa *civis* [ˌtsivis] oder [čivis]), bei spätantiken bzw. nachklassischen Texten wiederum einen gesunden Spielraum für beide Möglichkeiten gewähren werden. Eine ciceronische Rede in der ‚kirchenlateinischen‘ Aussprache würde genauso grotesk klingen wie eine sophokleische Tragödie in der ‚byzantinischen‘.

Ein erster Vorwurf gegen die ‚erasmische‘ Aussprache schleicht sich bereits in die ‚Einschränkungen‘ ein, in denen wir erfahren, dass der Künstlichkeit dieser die Vollständigkeit und Natürlichkeit der neugriechischen Aussprache ‚weit überlegen‘ sei, weil jene Künstlichkeit „zweifelloso hemmend wirkt, das Griechische als eine noch lebende Sprache zu sehen und so ihren Wert in vielerlei Hinsicht, z. B. in Wissenschaft, Beruf oder auch privat nutzen zu können“ (S. 33f.): spätestens jetzt beginnt der Leser – dem nichts anderes übrigbleibt, als sich über die Einfachheit und Spontanität zu freuen, mit der die Neugriechen ihre alte Sprache aussprechen –, etwas über das ‚wissenschaftliche‘ Niveau dieses Buches zu erahnen. Der zitierte Satz ist ebenfalls symptomatisch für die Willkür beim Reanimationsversuch einer Sprache, die nicht weniger tot ist als ihre klassische Konkurrentin, das Latein: man würde nämlich bezweifeln, dass das *Standard Modern Greek* morphosyntaktisch und lexikalisch näher zu seiner Ursprache stünde als etwa das Italienische oder das Sardische zum Latein (nach indikativen Hochschätzungen von MARIO ANDREW PEI [*The Story of Latin and the Romance Languages*, New York 1976] jeweils 88% und 92% Approximation; dagegen Französisch 56%), und dennoch würde niemand auf die Idee kommen, das klassische Latein so aussprechen zu lassen, wie es heute ihren legitimsten Erben komfortabel gelingt. Die lange Digression über die alt-/neugriechische Sprachfrage mit ihren kulturhistorischen und sozialpolitischen Implikationen (S. 34ff.) ist – wie sie hier präsentiert wird – als eine wesentlich innergriechische Angelegenheit aufzufassen und in einem Buch über Aussprache und Phonologie des Altgriechischen kaum von Belang.

Im Kern der Arbeit wird die ‚lautliche Varietät‘ des Altgriechischen behandelt (S. 54ff.: ‚Vokale und Diphthonge‘; S. 80ff.: ‚Konsonanten‘): das hier gebotene Material (zum größten Teil aus THREATTE, TEODORSSON und STROHSCHHEIN) reflektiert zwar die inschriftlich bezeugte Vielfalt bei der Wiedergabe vieler Laute und Lautkombinationen in den griechischen Dialekten, vermag jedoch an unserer konventionellen Aussprache des Attischen – also des größten Teils altgriechischer literarischer Überlieferung – nichts zu ändern. Dass etwa im Boiotischen der Wechsel $\alpha > \eta$ gängig ist, oder dass im Lakonischen θ zu σ werden kann, wie sich graphematisch relativ eindeutig belegen lässt, wird von niemandem ignoriert, der über minimale Kenntnisse in griechischer Dialektologie verfügt: inwieweit sich dies aber als erkenntnisreich zeige für eine unvermeidlich konventionelle (und ebenso unvermeidlich attikozentrische) Aussprache-Theorie des Griechischen, gehört zu den ungelösten Rätseln dieses Buches. Keine Spur lässt sich in der Tat erkennen von einer Tendenz bereits im Attischen des 5./4 Jhs. v. Chr. etwa zu einer Monophthongierung von $\alpha \sim \eta$ (vgl. S. 58: da dieser Wechsel erst im 3 Jh. v. Chr. bezeugt ist, greift der Verf. zu einer Argumentation, die auch charakteristisch für dessen Vorgehensweise ist: „Der Wechsel $\alpha \sim \eta$ kommt selten vor, aber wenn man die eindeutigen Verwechselungen von α [...] mit e-Lauten als Ganzes betrachtet, fällt es wie erwähnt schwer zu glauben, dass α nicht als /e/ realisiert wurde“), von $\alpha \sim \iota$ (vgl. S. 77 A. 146), zu einer Wiedergabe von $\eta \sim \iota$ (vgl. S. 74f., wo der Versuch, die fehlerhaften, wohl von Schülern redigierten ‚Inschriften aus der Akademie‘ SEG XIX Nr. 37 heranzuziehen, aussichtslos ist), zu einer Spirantisierung von β (vgl. S. 81) sowie zu einer Gleichgültigkeit gegenüber dem Spiritus asper (vgl. S. 97ff.).

Dieses Buch hätte seine Existenz erst dann gerechtfertigt, wenn wir nach der Lektüre bessere Argumente für solche Tendenzen gewonnen hätten. Dies war aber bei weitem nicht der Fall. Was übrig bleibt, ist zumeist eine tendenziöse, bisweilen raffiniert manipulierte Darstellung altbekannter Daten sowie eine generelle methodische Misere.

ANDREAS BAGORDO, Freiburg

Vorbemerkung der Redaktion zu nachfolgender Besprechung:

Obwohl in dieser Zeitschrift bereits zwei ausführliche Besprechungen zu R. SCHROTTs Homer-Theorien und Übersetzungspraktiken erschienen sind (von F. J. WEBER in FC 4/2008, S. 259-261, und von I. GOTTWALD in FC 1/2009, S. 41-48), scheint es angesichts der Bedeutung des Themas und der durch Schrott erregten Medienaufmerksamkeit angemessen, an dieser Stelle noch eine weitere, sehr kritische Rezension zu veröffentlichen.

Homer, Ilias. Übertragen von Raoul Schrott. Kommentiert von Peter Mauritsch. München: Carl Hanser Verlag, 2008. Pp. XL, 631. ISBN 978-3-446-23046-0, geb., € 34,90.

Unter Einbezug von:

Raoul Schrott: Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe. München: Carl Hanser Verlag, 2008. Pp. 432. ISBN 978-3-446-23021-1, geb., € 24,90.

[Der vorliegende Text ist eine Kurzfassung. Die vollständige Fassung kann als PDF-Dokument abgerufen werden unter <http://www.uni-tuebingen.de/troia/deu/Rezension-Schrott-Homer.pdf>]

„Die Übersetzung eines griechischen Gedichtes kann nur ein Philologe machen. Wohlmeinende Dilettanten versuchen es immer wieder, aber bei unzureichender Sprachkenntnis kann nur Unzureichendes herauskommen.“ (WILAMOWITZ)¹

SCHROTTs *Ilias*-„Übertragung“ zerfällt in drei Hauptteile: Teil I: „Zur *Ilias*/Zu dieser Fassung“ (p. V-XL) – Teil II: „Übertragung“ der *Ilias*, gerahmt von Inhaltsangaben der *Kypria* und der *Aithiopsis*: p. 1-523 – Teil III: „Anhang“ (p. 525-621) und „Inhalt“ (p. 623-631). – Wir betrachten zunächst kurz Teil I und Teil III, um uns danach auf das Kernstück, die sogenannte „Übertragung“, zu konzentrieren. Bewusst nicht vermieden sind Bezugnahmen auf Schrotts vorangegangene Monographie „Homers Heimat“, in der eine im deutschsprachigen Raum während des ganzen Jahres 2008 zu z. T. sensationell aufgemachten Feuilleton-Ehren gelangte, auch in der vorliegenden „Übertragung“ zugrunde gelegte [p. V-XXIX] absurde Entstehungshypothese der *Ilias*, die sogenannte ‚Kilikien-These‘, aufgestellt wird. Deren

Kernpunkt ist die ‚Entdeckung‘, das ‚wahre‘ Troia der uns vorliegenden *Ilias* sei nicht das an den Dardanellen im Nordwesten der heutigen Türkei von CALVERT/SCHLIEMANN ausgegrabene und dann seit 1988 unter der Leitung von M. KORFMANN, seit 2006 unter derjenigen von E. PERNICKA (beide Universität Tübingen) in großem Rahmen international und interdisziplinär weiter erforschte Areal (heute: Hisarlik), sondern das rund 800 km Luftlinie entfernte, im Süden der Türkei im Binnenland gelegene Káratepe (‚Schwarzberg‘, spät-hethitisch Azatiwada) und das rund 100 km Luftlinie davon entfernt im Südwesten zum Meer hin um das spät-hethitische Adanija (heute die Millionenstadt Adana) gelegene Areal im später ‚Kilikien‘ (hethitisch: Kizzuwatna; assyrisch: Hillaku) genannten Gebiet; HOMER, der seine kilikische Heimat mit ihrer Zeitgeschichte in die alte Troia-Sage hinein„projiziert“ (so auch *Ilias* p. XI), also gewissermaßen Azatiwada (Káratepe) ins Dardanellen-Troia hineingeschmuggelt habe, sei ein griechischer Schreiber und Eunuch in einer auf dem heutigen Káratepe gelegenen assyrischen Residenz-Kanzlei gewesen, der – mit Ortskenntnissen der Troas ausgestattet – seine Epen unter Verwertung des alten Troia-Sagenstoffes vornehmlich aus orientalischen Quellen, wie dem Gilgamesch-Epos, aus diversen orientalischen Erzählungen und Dokumenten sowie aus zeitgeschichtlichen assyrischen Ereignisabläufen kompiliert habe. Aufgebaut wird diese bewundernswert phantasievolle These auf der Annahme, die Insel Zypern sei Namensgeberin der ‚Zypriotischen Geschichten‘ (so versteht Schrott fälschlich Kypria), und mit diesen sei die ganze Troia-Geschichte in das Zypern gegenüberliegende Kilikien gelangt („Homers Heimat“ p. 84-93). Diese Spekulation lässt sich mit einem einzigen Satz erledigen: Nach uralter Vermutung erhielten die Kyprien ihren Titel (der lediglich ‚Kyprisches‘ bedeutet) von jemandem, der die Dominanz der auf Zypern geborenen Kypris = Aphrodite im Kausalgefüge dieses nachhomerischen Epos erkannt hat;² Zypern hat also – ebenso wie Kilikien – mit dem Troia-Stoff gar nichts zu tun. Gegen diese ganze Kilikien-Phantasterei ist von Fachwissenschaftlern in den deutschsprachigen Medien von Skepsis bis zur Verhöhnung bereits ausgiebig protestiert worden. In der vorliegenden Besprechung

der *Ilias*-„Übertragung“ wird dieser Protest u. a. durch eine bislang gänzlich unbeachtet gebliebene (naturkundliche) Ebene der Gegenargumentation ergänzt.

Zu Teil I: Dieser separat paginierte Teil (p. V-XL) des Buches könnte als ‚Einführung‘ bezeichnet werden. Er ist zweigeteilt: Der erste Unterabschnitt (1: p. V-XXX) gibt Schrotts *Ilias*-Konzeption wieder, der zweite (2: p. XXXI-XL) legt Rechen-schaft über seine „Übertragungs“-Methode ab. – Zu (1): Die vorgelegte *Ilias*-Konzeption ist aus meist unverstandenen Forschungsfragmenten und eigenen Phantasien zusammengebastelt und dementsprechend völlig abstrus (die *Ilias* sei um 660 entstanden und stelle eine ‚Einwebung‘ zwischen den beiden „bunten Erzählteppichen“ der „zypriotischen Erzählungen“ und der *Aithiopsis* dar, in welcher der „judäisch-kilikische Aufstand gegen die Assyrer um 700“ thematisiert werde [V]; Homer habe sich „des troianischen Sagenstoffes bedient, um die Konflikte zwischen Kilikern und ihren assyrischen Machthabern aufarbeiten zu können“ [XXV]; der Name ‚Homeros‘ sei eine „levantinische Bezeichnung für eine Sängergilde – *bene homerim*“, und die Herkunft dieses Namens lasse sich dank einer spätantik überlieferten nord-syrischen Stadt namens [H]Omeros „geographisch fixieren“ [VIII]; der kilikische Homer gebe Helenas Entführer Alexandros den Beinamen Paris, um damit auf den kilikischen „Herrschersitz Pabri“ zu verweisen [XII], usw.). Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung damit ist ebenso unmöglich wie überflüssig; Laien, die das Buch gutgläubig erwerben, werden nicht in die gegenwärtige Homer-Forschung eingeführt, sondern in eine Phantasiewelt entrückt.

Zu (2): Was Schrott hier auf zehn Seiten zu seiner Fassung sagt, besteht aus radikalem Homer-Verriss und arroganter Selbstbespiegelung: „die für Homer typische unbeholfene Ausdrucksweise subjektive Denkprozesse betreffend“; Homers Formulierungen sind „zu umständlich, statt knapp und direkt“; „die Phrasen bleiben schemenhaft und blass“: XXXVI; Homers Übersetzer von VOSS bis HAMPE haben nur Homer-„Travestien“ zustandegebracht: XXXIf.; Schrott hingegen „versucht [...] Homer von seinem Ufer abzuholen, um ihn ins Heute zu bringen“: XXXIII; die vorliegende Fassung „adap-

tiert die homerische Diktion in einem modernen Duktus, der vom hohen Ton bis zum lakonisch Hingeworfenen und Derben eine weitaus größere Ausdrucksweise umfasst“. Alles in allem: Homer war ein Stümper, seine Übersetzer desgleichen, und es bedurfte eines Schrott, um Homer zum Dichter und sein Werk mittels vorliegender „Übertragung“ zu Dichtung zu machen. Die Ursache der Naivität, die hinter diesem ‚Ins-Heute-Bringen-Wollen‘ steht, ist das kardinale Unverständnis für die Dimension des Geschichtlichen in Kunst und Kultur überhaupt. Schrotts „Übertragung“ gerät folgerichtig zur Karikatur.

Zu Teil II („Übertragung“; p. 1-523): Erwarten würde man hier eigentlich nur die Übersetzung der *Ilias*. Schrott lässt dieser aber eine ‚Inhaltsangabe‘ der *Kypria* vorausgehen und eine solche der *Aithiopsis* folgen (beide habe er aus PROKLOS, APOLLODORUS [!], ATHENAEUS [!], aus „dem“ [!] PINDAR-Scholiasten und „dem“ [!] *Ilias*-Scholiasten „kollationiert“ [p. 11; 523; gemeint: ‚kombiniert‘]). Diese Einbettung in die Troia-Gesamtgeschichte ist für den nicht-professionellen Leser durchaus nützlich (die Zuweisung einzelner Erzählungsbestandteile an bestimmte Bücher der beiden – verlorenen – Epen ist freilich Phantasie). Dann aber sollte diesem Leser das Verhältnis zwischen *Ilias* und den Epen des ‚Epischen Kyklos‘ auch erklärt werden. Stattdessen versorgt Schrott den Leser mit Fehlinformationen: Homer „schiebt“ seine Geschichte nicht „zwischen den *Kypria* und der *Aithiopsis* ein“ (p. VIII), sondern *Kypria* und *Aithiopsis* sind nachhomerische Ergänzungsprodukte, die durch Versifikation der vorhomerischen mündlichen Troia-Gesamtgeschichte die vor- bzw. nach-iliadischen Ereignisse nachtragen. Statt diese Nachträge aber nun wenigstens vollständig zu präsentieren ([*Aithiopsis*], *Kleine Ilias*, *Iliupersis*, *Nostoi*, [Odyssee], *Telegonia*), hört Schrott mit der *Aithiopsis* auf. Dem Leser bleibt dadurch vieles unverständlich (z. B. p. 6 die nie zuvor erwähnten „Eide“ [APOLLODOR 3,132; Epit. 3,6]), oder er wird weiterhin ungenau informiert: „[...] und vom Troianischen Pferd und dem Fall Ilios‘ berichtet erst die Odyssee“: p. VII (vom Pferd berichtete bereits der Stoff der *Kleinen Ilias*, von Troias Fall derjenige der *Iliupersis*; die Odyssee enthält nur einen Rückblick: 8,492-520).

Bevor wir zur *Ilias*-„Übertragung“ kommen, rasch noch ein paar Bemerkungen zu Teil III („Anhang“, p. 525-631). Geboten wird hier als Kernstück ein fast 90seitiger Kommentar zur „Übertragung“ aus der Feder des Grazer Althistorikers PETER MAURITSCH (p. 527-616), dazu eine Zusammenstellung der „Figuren der *Ilias*“ (p. 617-621; die Götter fehlen [!]) und eine neunseitige Inhaltsangabe der *Ilias*. – Die Haupttendenz des Kommentars liegt erstaunlicherweise darin, dass er Schrotts „Übertragung“ ständig am griechischen Original ‚korrigiert‘, sich also kontraproduktiv zu seinem ‚Auftraggeber‘ (Schrott hatte Mauritsch mit der Erarbeitung des Kommentars beauftragt, s. Impressum p. 2) verhält. Offenbar halten ‚Überträger‘ und Verlag die Publikation einer „Übertragung“ und deren permanente Widerlegung in ein und demselben Buch für besonders originell. Statt dieses Undings hätte Schrott Mauritschs Richtigstellungen von vornherein übernehmen und dem Kommentar lediglich Sacherklärungen u. dgl. überlassen sollen. Wo Mauritsch solche gibt, sind sie dann allerdings nicht immer zuverlässig (z. B. 2,715: Gatte der Alkestis ist Admetos, nicht Pelias); an manchen Stellen vermisst man sie überhaupt (z. B. 7,468 zu Iason, Euneos, Hypsipyle); zudem fehlen Quellenangaben zu wörtlichen Zitaten (z. B. 7,141; 17,210). Im Übrigen enthält Mauritschs Kommentar dieselben Untugenden wie die „Übertragung“ seines Landsmannes Schrott: Er ist durchsetzt mit Austriazismen und Verstößen gegen die deutsche Grammatik und Interpunktion sowie übersät mit Druckfehlern [umfangreiche Belegammlung in der Langfassung].

Damit kommen wir zum Kern des Buches, zur *Ilias*-„Übertragung“ (p. 13-517). Als erstes (bezeichnendes) Beispiel sei das (erweiterte) Proömium, *Ilias* 1,1-10 vorgeführt, zunächst in der flüssig lesbaren Übersetzung SCHADEWALDTS:

„Den Zorn singe, Göttin, des Peleus-Sohns
Achilleus,
Den verderblichen, der zehntausend Schmerzen
über die Achaier brachte
Und viele kraftvolle Seelen dem Hades vorwarf
Von Helden, sie selbst aber zur Beute schuf den
Hunden

(5) Und den Vögeln zum Mahl, und es erfüllte
sich des Zeus Ratschluß –
Von da beginnend, wo sich zuerst im Streit ent-
zweiten

Der Atreus-Sohn, der Herr der Männer, und der
göttliche Achilleus.

Wer von den Göttern brachte sie aneinander, im
Streit zu kämpfen?

Der Sohn der Leto und des Zeus. Denn der, dem
Könige zürnend,

(10) Erregte eine Krankheit im Heer, eine
schlimme, und es starben die Völker [gemeint:
Leute].“

Dasselbe in Schrotts „Übertragung“ (Schrotts
unübersichtliche Vers-Nummerierung in 25er-
Abständen ist durch pentadische Verszählung,
die Längenzeichen durch Akut ersetzt):

„*ménin áeide, theá, peleiádeo achilēos*
ouloménen, hé myrí' achaiōis álge' étheken
von der bitternis sing, göttin – von achilleús, dem
sohn des peleús

seinem verfluchten groll, der den griechen unsäg-
liches leid brachte

und die seelen zahlloser kriegler hinab in das haus
des hades sandte

die blutvollen leben dann nur noch fleisch an dem
die hunde fraßen

(5) den vögeln ein festmahl – und wie zeus' wille
sich dadurch erfüllte ...

sing, muse, und beginn mit dem moment wo der
göttliche achilleús

sich in einem streit mit seinem kriegsherrn aga-
memnon entzweite.

doch welcher der götter hatte sie gegeneinander
aufgehetzt?

es war apollon, zeus' sohn mit leto: vor lauter
ärger über agamemnon

(10) hatte er im lager eine pest ausbrechen lassen
die das heer dahinraffte;“

Als dekuvrierendes Motto für Schrotts „Übertra-
gungs“-Art sei programmatisch der erste Satz von
„Homers Heimat“ vorangestellt (p. 11):

„Die *Ilias* umfasst 15 693 Hexameter; um sie
ins Deutsche zu übertragen, wälzt man Kommen-
tare, Wörterbücher und Studien zu den einzelnen
Stellen und vergleicht die vielen Übersetzungen
anderer, um auf den Sinn der Zeilen zu kommen
und stimmige deutsche Sätze für sie zu finden.“

Was ist denn nun der von Schrott offenbar vor allem aus den „vielen Übersetzungen anderer“ erschlossene „Sinn“ zumindest der ersten beiden „Zeilen“? Im griechischen Original ist er klar: Der anonyme Sänger fordert die Göttin (Muse) auf, den verderbenbringenden Groll des Peleus-Sohnes Achilleus zu singen.

Bei Schrott dagegen ist der Sinn für jeden Normalleser unverständlich:

1) Zunächst versteht man: Eine Göttin soll von „der bitternis“ singen. Frage: von was für einer Bitternis?

2) Auf Klärung hoffend liest man weiter: „von achilleús, dem sohn des peleús“. Frage: In welchem Zusammenhang steht diese Angabe zu der „bitternis“?

Antwort: Offensichtlich in gar keinem. Das „von der bitternis“ bleibt ungeklärt in der Luft hängen, und es wird statt einer Klärung ein zweiter Sangesgegenstand angekündigt: „von achilleús, dem sohn des peleús“. Die Göttin soll also (a) von einer Bitternis singen, (b) von Achilleus.

3) Dann aber liest man – aufgrund fehlender Interpunktion am Vers-Ende fließend in „Zeile“ 2 hinübergeleitet –: „seinem verfluchten groll“. Frage: wessen verfluchtem Groll? Stünde hinter „peleús“ Komma oder Doppelpunkt, könnte man „seinem verfluchten groll“ als erklärende Apposition zu „achilleús' bitternis“ verstehen. Das würde bedeuten: Die Bitternis (des Achilleus) soll erklärend nuanciert werden durch ein zweites Gefühlswort: ‚Groll‘.

4) Es steht aber keine interpunktionelle Lesehilfe hinter V. 1. Also wird der Leser im Unklaren darüber gelassen, (a) von wessen Groll hier die Rede ist: von dem des Achilleus oder von dem des Peleus? (b) was der „groll“ mit der „bitternis“ zu tun hat.

Es ist anzunehmen, dass Schrott das so nicht gemeint hat. Aber er verhindert diese Unverständlichkeit nicht. Er sieht nicht, wie verständnisbehindernd, ja sinnvernichtend seine fehlende bzw. unkonventionelle, offenbar als „Poesie“-Signal gedachte Interpunktion wirkt. Das Ergebnis ist katastrophal: Die „Übertragung“ schon des monumentalen ersten *Ilias*-Verses ist gänzlich missglückt. Dass sie Homer sprachlich unsäg-

lich verschandelt, ist schon schlimm genug. Viel schlimmer aber noch: Sie lässt den Leser das vom Dichter gemeinte Thema gar nicht erst erkennen, zumal das Thema-Wort (menin, „Groll“), das erste Wort der europäischen Literatur überhaupt, verflachend seiner Wucht beraubt wird durch das semantisch inadäquate „bitternis“ (erst in V. 2 folgt nachklappernd das im Original donnerkeilartig herniederfahrende Anfangswort „groll“; zu dessen emotionalem Bedeutungskern s. Basler Kommentar I 2, p. 12f.); der Eröffnungs-Paukenschlag des Originals – ‚GROLL singe, Göttin, (den Groll) des Peleus-Sohnes ACHILLEUS!‘ – wird zerhackt („von der bitternis sing, göttin – von achilleús, dem sohn des peleús / seinem verfluchten groll“) und bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Im Text steht kein alltagsgriechisches *ade moi, o thea, peri tes tou Achilleos menidos*, sondern hier ist ein Gestaltungswille am Werk, der eine bewusste Erhöhung vom Banalen ins Hochpoetische bewirkt.

Schrotts Deutschlernversuche allein (s. unten) erklären das nicht. Anhand des ersten von 15 693 *Ilias*-Versen wäre damit das Urteil über diese Art von „Übertragung“ im Grundsatz schon gesprochen. Diese Basis wäre freilich allzu schmal. Wir fahren also fort, konzentrieren uns jedoch auf Prinzipielles.

(1) Verkennung der Autonomie des Originals

Die „göttin“ (V. 1) wird bei Schrott zur (im Original nicht vorhandenen) „muse“ (V. 6); die „Achaier“ zu beliebigen „griechen“ (V. 2); der „Atride“ (V. 7) zu „agamemnon“; „Letos und Zeus' Sohn“ (V. 9) zu „es war apollon, zeus' sohn mit leto“, und der „König“ (V. 9) wieder zu „agamemnon“. Diese explizit modernisierende Belehrungs-Intention – Schrotts erklärtes Arbeitsprinzip³ – ist Homer natürlich fremd und daher für etwas, was „Übertragung“ sein will, einfach falsch: Für Belehrung bzw. Erklärung hat die alexandrinische Philologie bereits im 3. Jh. v. Chr. ja gerade die Kommentare (*Hypomnemata*) erfunden; der Zweck dieser Erfindung ist es, den Wortlaut des Originaltextes in seiner Authentizität belassen zu können (implizit ja auch hier so: Wozu sonst Mauritschs „Kommentar“?). Vermischung von Originaltext und Kommentar bedeutet Tod des Originals. Da ein Literaturwissenschaftler diese Elementarfakten

eines literaturwissenschaftlichen Grundstudiums kennen dürfte, bleibt nur die Erklärung, dass er sie unter dem Vorwand, „das Original möglichst fußnotenfrei zugänglich“ machen zu wollen (p. XXXIV), einfach vom Tisch wischt.

(2) Pointen-Verkennung

(a) Bei Schrott „sandte“ der Groll „die seelen zahlloser krieger“ zum Hades, und „die blutvollen leben“ sind dann „nur noch fleisch an dem die hunde fraßen“ (V. 3/4). Die Pointe des Originals ist damit verkannt: Der Groll „sandte viele Leben [nicht „seelen“; psyché bedeutet bei Homer nie ‚Seele‘] von Helden [nicht einfach ‚Kriegern‘] zum Hades“, „sie selbst aber [nämlich die (toten) Helden, also die Leichname, nicht „die blutvollen leben“] machte er zum Fraß für Hunde“. Der Gegensatz „Das Lebendige geht zum Hades, zurück bleibt das Tote“ (ein Glaubensdogma, an das nicht nur PLATON anknüpfen wird) bleibt unerkannt. – (b) V. 7 („der Atride, der Herr der Männer, und der vortreffliche Achilleus“) ist im Original planvoll als monumental-geschlossene Einheit mit ‚sprechendem‘ Chiasmus gestaltet und macht damit die polare Ent-Zweiung der beiden Protagonisten im wahrsten Wortsinn ‚augenfällig‘. Schrott „überträgt“, auf zwei Verse aufgeteilt und unter Vertauschung der Reihenfolge beider Namen: „wo der göttliche achilleús / sich in einem streit mit seinem kriegsherrn agamemnon entzweite“. Dass der Dichter hier den Graben zwischen diesen beiden Männern, also den Grundkonflikt des Werks, mit Worten ‚malt‘ – diesseits steht der Atride, jenseits Achilleus –: Schrott sieht es nicht. Poetisches Gespür sucht man hier vergebens.

Vielleicht klärt uns eine seiner Spielereien auf: In seine „Übertragung“ streut er ca. 110 Mal zwei (2,484-487 sogar vier) aus dem Original in lateinische Schrift – oft fehlerhaft – transkribierte Verse ein. Verteilungsprinzip, Zweck und Sinn dieser Arabesken lassen sich (trotz p. XL: „Das Druckbild der Zitate ist symbolisch zu verstehen“[?]) nicht erkennen. Soll etwa Kenntnis der griechischen Buchstaben und damit der griechischen Sprache vorgetäuscht werden? Falls dies zutrifft, ist der Versuch gründlich misslungen: Die (unkorrigiert gebliebene) Fehlerhaftigkeit zeigt genau das Gegenteil des Beabsichtigten: dass wirkliche

Griechischkenntnis nicht vorliegen kann.^{3a} Damit ist die Ursache für Schrotts Unverständnis der Homerischen Poesie gefunden: Ohne gründlichste Kenntnis der Originalsprache kann eine adäquate Übersetzung eines Textes aus irgendeiner Sprache nie zustandekommen.

(3) Verkennung der Epitheta-Funktion

In seiner ‚Einleitung‘ (p. XXXVIII f.) stellt Schrott die von den Alexandrinern vorbereitete, von der modernen Forschung (GOTTFRIED HERMANN, MILMAN PARRY) als richtig erwiesene Erkenntnis, wonach die Homerischen Epitheta – als altes Erbgut aus der improvisatorischen Mündlichkeitsphase – zumeist Lückenfüller sind, wieder auf den Kopf. Sie seien im Gegenteil „kontextgebunden“ und „dynamisch“. An der folgenden Passage (1,565-583, Streit Zeus/Hera) lässt sich zeigen, zu welchen Verkrampfungen die Umsetzung dieses Fehlverständnisses führt. Darüber hinaus enthüllen sich an diesem Textstück auch alle weiteren Untugenden der Schrottschen „Übertragung“. Wir setzen zwecks Platzersparnis die Schadewaldtsche Übersetzung voraus und zitieren gleich Schrott: (565) „bleib nur still sitzen auf deinem thron und tu, was ich dir sag; ich warne dich: die andren götter werden dir keine hilfe sein; muß ich denn wirklich erst aufstehen und dir ein paar langen? da weiteten sich heras augen nun, diesmal aber vor angst; sie biß sich auf die zunge, ihre ellenbogen weiß am sessel – (570) und die himmelsgötter waren wie vor den kopf geschlagen. einzig der für seine geschicktheit bekannte héphaistos ergriff das wort und kam seiner mutter hera gedankenschnell zu hilfe: é dé loígia érga tad' éssetai, oud' <'> et' anektá ei dé sphó héneka thnetón eridáineton hóde was für ein schwarzer tag! nicht auszuhalten daß ihr euch wie zwei dohlen streitet, bloß wegen ein paar sterblicher – (575) und alles in einen ehekrieg ausartet daß einem beim essen

der appetit vergeht vor dem, was da jetzt in der
luft liegt ...
der mutter werde ich gut zureden – sie weiß es
ja am besten
daß sie zu unsrem vater nett sein muß, damit er
nicht wieder
in seine schimpfereien ausbricht und uns dieses
fest verdirbt.
(580) denn hat ers wirklich drauf angelegt, unser
blitzeschleuderer
haut er uns von unseren hockern - der ist ja weit
stärker als wir.
nein – sei lieber nett zu ihm und schmier ihm
honig ums maul:
du wirst sehen, bald ist er wieder unser grundgü-
tiger alter zeus!“
Vorweg einige Formalien. Zur Marotte der
Kleinschreibung nur dies: sie erschwert per-
manent das Verständnis und stellt dadurch ein
radikales Abschreckungsmittel dar, besonders
in Verbindung mit Schrotts rudimentärer Inter-
punktion (s. oben). Dass Schrott durch weit-
gehende Ignorierung ausgerechnet dieser Ver-
ständnishilfe seine eigene Intention, Homer „ins
Heute zu bringen“ (p. XXXIII; s. oben), eklatant
konterkariert, merkt er offensichtlich nicht
[weitere Belege s. in der Langfassung]. – Ein
sehr großes und geschmackloses Lesehindernis
bilden Elisions-Exzesse, die über das seit Homer
selbst rhythmusbedingt Übliche (hier: „ich ...
sag“: 565) hinausgehen. In unserem Textstück
beginnt das mit „ers“ (580) und weitet sich an
anderen Stellen der „Übertragung“ aus zu Mons-
trositäten wie: „aufn schultern“ (2,259), „ergriff
... wieders wort“ (2,433), „ers nest“ (12,222),
„bis sies müde sind“ (18,281), „nochs werkzeug“
(18,409), „dass einems herz“ (19,229), „erst
wenns schicksal“ (20,336), „ausm“ (21,492),
„ihms“ (21,551). Möglicherweise würde Schrott
das mit seiner „flexiblen Rhythmik“ begrün-
den, „die jedoch weder ungebunden noch frei
ist“ (p. XXXV). Der Rez. vermag allerdings in
Schrotts „Übertragung“ weder von einer ‚unge-
bundenen‘ noch ‚freien flexiblen Rhythmik‘
noch von einem ‚freien Vers‘ etwas zu erkennen.
Rhythmus ist aber eine der Grundkonstituenten
antiker Dichtung. Seine Ignorierung in einer
„Übertragung“ antiker Dichtungen bedeutet

daher letztlich eine die Original-Intention des
Dichters eliminierende Entpoetisierung.

Vor der Behandlung der Epitheta und Formeln
noch eine generelle Bemerkung zum Ton, den
Schrott bei der Wiedergabe dieser – im Ori-
ginal bei allem Übermut die Grenzen wahren-
den – Szene anschlägt: eine unsägliche Trivialisierung
bzw. Infantilisierung der Diktion, die sich dann
fortsetzen wird und die – zumal in ihrer Vulga-
risierung (s. unten) – über 24 Bücher hinweg nur
schwer auszuhalten ist: „muss ich denn wirklich ...
dir ein paar langen“, „alles in einen ehekrieg aus-
artet daß einem beim essen der appetit vergeht“,
„haut er uns von unseren hockern“ und „schmier
ihm honig ums maul“; dazu eine – im wahrsten
Sinne – hemdsärmelige, stil-unangemessene
Jovialisierung: „zu unsrem vater“, „unser blitz-
schleuderer“, „unser grundgütiger alter zeus“. Das
ist nicht Homerischer Olymp, sondern Schrottsche
Ekel-Alfred-Wohnküche [„Ekel-Alfred-“ fehlt
naturgemäß in der USA-Fassung].

Nun zu den Epitheta bzw. Formeln:

Im Text-Zitat erscheinen zwei typische Standard-
Epitheta:⁴ das generische (d. h. nicht nur auf eine
bestimmte Person bezügliche), in der zeitgenös-
sischen Kunst als ‚großäugig‘ gedeutete Schön-
heits-Epitheton Heras, *boopis* (568; „kuhäugig“
SCHADEWALDT), sowie das distinktive, nur auf den
Schmiedegott Hephaistos angewandte *klytotechnes*
(571; „der kunstberühmte“, Schadewaldt). Hier
nur zum ersten: Schrott „überträgt“ es 568 mit „da
weiteten sich heras augen nun, diesmal aber vor
angst“ und kommentiert p. XXXVII: „In der über-
wiegenden Anzahl der Fälle zeigt sich, dass Homer
sie [die Epitheta] kontextbezogen verwendet. [...] Staucht Zeus seine Gattin Hera zusammen, indem
er sie das erste Mal [1,551] aus der Fassung bringt,
ihr beim zweiten Mal [1,568] aber [...] Angst ein-
jagt, heißt es jedesmal stereotyp: ‚und die kuhäu-
gige Hera erwiderte ihm‘“ (Das ist falsch! Homer
sagt in 1,568 ausdrücklich: ‚So sprach er. Und in
Furcht geriet die großäugige Herrin Hera‘; von
‚erwidern‘ ist hier gerade nicht die Rede; Schrott
versteht seinen Selbstwiderspruch nicht.) „Auf die
Situation bezogen erhält dieses starre Bild jedoch
jedesmal einen anderen Gesichtsausdruck: zuerst
macht sie ihm noch ungläubig große Augen; dann

weiten sich diese vor Angst.“ – Und in 20,309 z. B. ist dieselbe *boopis* Hera bei Schrott „kalten aug“.
– In dieser Manier geht die Auflösung stehender Epitheta in Situationsbezogenheit weiter [Belegsammlung in der Langfassung].

Zu welchen willkürlichen Auswüchsen das führt, zeigen Beispiele wie die folgenden: 2,230 werden aus den ‚pferdebändigenden Troern‘ bei Schrott in Thersites’ Munde „diese reichen troianischen roßtäuscher“; 2,278 wird der zur Rede ansetzende ‚Städtezerstörer Odysseus‘ zeugmatisch amplifiziert zu „odysseús, der nicht nur eine stadt / sondern auch sein publikum einzunehmen wußte“; 3,305 lässt Schrott Priamos, der „nach Ilios, der wind-durchwehten“ zurückkehren will, sich entschuldigen mit „der wind weht um ilios. ich kehre in mein haus zurück“. Und seine „Übertragung“ „dickbauchige“ für das stehende Schiffs-Epitheton *glaphyrai* ‚gewölbte‘ begründet Schrott unfreiwillig komisch damit, dass vorher die Zeugung der beiden Admiräle durch Ares geschildert war, der heimlich ihre Mutter geschwängert hatte (2,511-516) ...

Nicht immer reicht allerdings Schrotts Phantasie für eine extravagante Deutung aus: Der ‚fußschnelle‘ Achilles, der bei ihm je nach ‚Kontext‘ auch „geistesgegenwärtig“ (9,196), „gewandt“ (9,307), „geistesschnell“ (23,193) oder „schnell von begriff“ (24,559) sein kann (denn das – so Schrotts ‚Entdeckung‘ – ist das, was Homer eigentlich mit seinem unbeholfen-stereotypen ‚fußschnell‘ meint), geht in 1,364 seines Standard-Epithetons sang- und klanglos verlustig: „und achilleús, wie er so auf dem strand hockte, sagte heiser“.

Die vorhomerische mündliche Improvisationsdichtung hatte nicht nur die Wiederholung von Epitheta, sondern auch diejenige von Einzelversen und sogar ganzen ‚typischen Szenen‘ (wie Ankleiden und Rüsten, Ankunft und Begrüßung etc.) zwecks Improvisationserleichterung erzwungen. Gleichsam eine Zwischenstellung zwischen Iterat-Versen und typischen Szenen bilden wiederholte, auch aus Pflanzen- und Tierleben entlehnte Gleichnisse. Diese machen nun ausdrücklich einen der zwölf Punkte aus, auf die Schrott seine abwegige Kilikien-These gründet, „Homers Heimat“ p. 13: „[1.] Als Heimat Homers läßt sich das griechische Festland oder die Westküste Kleinasiens

ausscheiden [...] – [4.] Aussagekräftig sind auch die Landschaftsbeschreibungen der homerischen Gleichnisse. Sie stimmen in ihren agrarischen und geographischen Spezifika alle mit Kilikien und kaum je mit der Troas überein“. Tatsächlich? Ein zweimal vorkommendes Gleichnis aus dem botanischen Bereich, in dem der Schlachtentod von Kriegern mit dem Niederstürzen eines Baumes parallelisiert wird, Ilias 13,389-393 = 16,482-486, lautet (zunächst in der Übersetzung des Rez.):

und er stürzte, wie wenn eine Traubeneiche (*drys*)
stürzt oder Zitterpappel (*acherois*)
oder Schwarzkiefer (*pitys*), eine emporragende,
die in den Bergen Zimmermänner
herausschlügen mit Äxten, neugeschliffenen, auf
dass sie ein Schiffsbalken sei:

So lag er vor den Pferden und dem Wagen hingestreckt,

brüllend, in den Staub verkrallt, den blutigen.

13,389-393 in Schrotts „Übertragung“ (Kursivierungen des Rez.):

„ásios kippte um wie eine eiche, weißpappel oder hohe kiefer

die die zimmermänner am berg mit scharfen beilen füllen [lies: fällen]

um aus dem stamm dann schiffsbalken herauszuarbeiten –

so röchelte er vor dem wagen und seinen schönen pferden

sein leben aus, beide hände in den blutigen staub gekrallt.“

16,482-486 in Schrotts „Übertragung“:

„und sarpedón krachte um wie eine pappel, eine eiche

oder hohe fichte, die zimmerleute mit scharfen äxten

am berg umhauen um schiffsbohlen draus zu machen:

so fiel sarpedón vor seinem wagen der länge nach hin

seine finger in den blutroten staub gekrallt – röchelnd /“.

Über die Unterschiedlichkeit der „Übertragung“ trotz der im Original identischen Semantik, Stilistik und Syntax der beiden Stellen sehen wir jetzt einmal hinweg. Wir konzentrieren uns auf das Sachliche, in diesem Fall Naturwissenschaftliche (Botanische).⁵ Die Dreiheit Traubeneiche (*drys*,

Quercus petraea subsp. iberica) – Zitterpappel/ Espe (*acherois*, *Populus tremula*) – Schwarzkiefer (*pitys*, *Pinus nigra subsp. pallasiana*) wird beim ersten Mal nicht nur ohne nötige botanische Spezifizierung (denn mit der *phegos*, *Quercus trojana*, Troia-Eiche, kennt Homer eine weitere Eichenart), sondern auch falsch wiedergegeben („eiche – weißpappel – kiefer“): statt lebendiger Feldforschung wohl totes Lexikon-Wissen.⁶ In der zweiten Passage („pappel – eiche – fichte“) sind nicht nur die beiden Anfangsglieder ohne Grund vertauscht, sondern an dritter Stelle erscheint plötzlich mit „fichte“ (*Picea*) sogar ein Baum, den es nicht nur in Griechenland gar nicht gibt, wie schon das Fehlen einer (alt-)griechischen Bezeichnung zeigt (vgl. ngr. *kókkino élato*): Auch in der Troas, erst recht in Kilikien war die Fichte als typisch nordischer, höchstens bis Bulgarien (Rhodope-Gebirge) zu findender Baum gänzlich unbekannt! Dagegen mutiert die bei Homer in Westanatolien nur im Idagebirge vorkommende Tanne (*elate*) bei Schrott zur „kiefer“ (14,287; vgl. 5,559)! [Weiteres in der Langfassung, besonders im ‚Kritischen Anhang‘.]

(4) Verkennung der Stilhöhe

Oben war schon von der „unsäglichen Trivialisierung, Infantilisierung bzw. Vulgarisierung der Diktion“ die Rede. Zu begründen versucht hatte Schrott diesen Stil in den „Sieben Prämissen einer neuen Übersetzung der Ilias“ unter dem Stichwort „Dekor“ folgendermaßen:⁷

„bei all dem (scil. ‚Jammern und Lügen der Menschen‘ bzw. ‚voyeuristischen Zynismus der Götter‘) wahrt das Original jedoch sein Dekor [...] Insofern drückt sich in diesem Dekor die Zensur und Selbstzensur jeder höfischen Ständedichtung aus. Heute unerheblich geworden, benennt diese Fassung deshalb dort, wo nur umschrieben und angedeutet wird, das eigentlich Implizierte etwas deutlicher. [...] Sie (scil. Schrotts Wortwahl) akzentuiert nur genauer <,> als es Dekor und Formelsprache zugelassen hätten.“

Ausgerechnet der altertumswissenschaftliche Dilettant Schrott will also „das eigentlich Implizierte“, das die professionelle Homer-Philologie seit den Bemühungen der antiken Homer-Gelehrten, also seit etwa 2500 Jahren, herauszuarbeiten versucht, im Handstreich definitiv erkannt haben,

um es dann ‚genauer zu akzentuieren‘! Eine solche Überheblichkeit ist schon wieder bewundernswert. Für Schrotts „etwas deutlichere Benennung des eigentlich Implizierten“ hier ein paar Beispiele:

Droht Odysseus in 2,262 dem Thersites die Wegnahme von „Mantel und Hemd und was deine Scham umhüllt“ an, legt Schrott dem Herrscher von Ithaka Gossensprache in den Mund: „den mantel, das hemd und den fetzen über den eiern“. – Sagt Achill über Agamemnon in 9,377: „denn den Verstand hat ihm genommen der ratsinnende Zeus“, heißt es bei Schrott „dem hat doch zeus ins hirn geschissen!“ – Sagt Menelaos in 17,19 zu Euphorbos: „Zeus, Vater, nicht schön ist es, sich übermäßig zu rühmen“, wird daraus bei Schrott: „bei zeus – was bist du doch ein arrogantes arschloch!“ [Weitere Beispiele in der Langfassung.]

Diese infantile Anal- bzw. Fäkalsprache wird noch gesteigert durch Schrotts altmännerhaft-lüsternen Sexualslang:

3,447f.: „während sich die beiden (Paris/Helena) liebten, daß die bettpfosten wackelten“ (Homer: „Die beiden nun betteten sich auf dem gurtdurchzogenen Lager“). – 9,336f.: „soll er sie doch vögeln / und mit ihr glücklich sein“ (Homer: „bei der liegend / er sich ergötzen soll“). – 14,313-315, Zeus zu Hera [!]: „geh doch später; / und lieber mit mir jetzt ins bett – auch wir haben ja schon / ewig nicht ...“ (Homer: „wir beide aber, wohlan, wollen uns, in Liebe gelagert, ergötzen“). – 14,324, Zeus zu Hera [!]: „und nicht einmal bei [...] alkméne [...] stand er mir so“ (Homer: „auch nicht Alkmene <hat solches Verlangen in mir geweckt>“). – 15,32, Zeus zu Hera [!]: „haben dich etwa die götter geschickt, damit du mit mir bumst?“ (Homer: „damit du siehst, ob dir hilft Liebe und Bett, / auf dem du dich mit mir vereinigt hast, von den Göttern kommend“).

Schrotts Rechtfertigung für diese Vulgarisierung der Homerischen Dezenz arbeitet mit Vorstellungen über griechische Literatur, die naive Selbstprojektion, und über ihre Rezeption, die – nach eigenem Eingeständnis – „Spekulation“ sind (Replik [wie n. 7] p. 474):

„wäre der Text wirklich so grillparzerisch getragen<,> wie ihn uns die Übersetzungen bisher präsentiert haben, kein Mensch hätte sich 24 Stück solcher Gesänge angehört. Das<s> dazu

auch Drastik und Verstoß gegen das Dekorum gehören, scheint mir offensichtlich [...] Sexuelle Motive und Anlaß für Obszönität gibt's ja auch noch in der Textform des Epos, die wir haben, mehr als genug.“

Falls es Obszönität bei Homer tatsächlich gäbe – es gibt sie aber nicht –: Glaubt Schrott allen Ernstes, dass dann erst er hätte kommen müssen, um sie bewusst zu machen? Ist Schrotts geradezu begeistert vorgetragene gossensprachliche Diktion nicht vielmehr eine jeder Subtilität bare Geschmacksverirrung – und dies bei jemandem, der sich selbst als Poesie-Experten und „Dichter“ bezeichnet?

Mittelbar hierher gehört auch die Sucht nach Erzielung platter Pointen: (1) geschmack- und stillose Kalauer (1,122: „hochherrscherlicher argeier, du habgierigster geier von allen“; auch gereimt, 11,365: „mach ich dich halt beim nächsten mal kalt“); (2) Sucht nach zeugmatischer Ausdrucksweise (11,676f.: „seine hinterwäldler nahmen / die beine in die hand und wir ihnen die oxen ab“); (3) Literatur- und Bibel-Zitate, die es in der ersten europäischen Dichtung naturgemäß nicht geben kann (1,285: „agamemnon der hörte es wohl – doch es fehlte ihm der glaube“); (4) Anachronismen (2,380: „das letzte stündlein hat dann geschlagen“ [vor Erfindung der Uhr!]); (5) die Kulturdifferenz nivellierende Fremdwörter (10,321-327: „explorieren, adjudizieren, penetrieren, deliberieren“); (6) Austriazismen (9,940: „angetrenzt“ [,besudelt']; 14,457: „hatschen“ [,hinken']; 23,782: „die göttin da hat mich ums haxel gehauen“ [Homer: ‚mir die Füße beschädigt']). – Stilhöhe setzt als Grundbedingungen voraus: souveräne Beherrschung der Muttersprachengrammatik, Nuancensensibilität, Gespür für das treffende Wort. Homer war in alledem Vorbild für die griechische Literalität. Schrott bleibt auch dahinter meilenweit zurück: mangelnde Grammatizität der deutschen Sprache (Appositionen im falschen Kasus, „brauchen“ ohne „zu“, falsche Konjunktive, falsche Rektionen; besonders hässlich die ‚absoluten Partizipien im Nominativ‘, Muster 1,470: „der hunger gestillt, kamen die knaben mit den mischkrügen“). – (Die ungezählten Druckfehler runden das Bild passend ab; seitenweise Belege für alles Genannte in der Langfassung).

Des Rätsels Lösung? In einem Interview mit dem Bayerischen Rundfunk (<http://br-online.de/alpha/forum/vor0603/20060313.shtml>; ausgestrahlt am 13.3.2006; damals saß Schrott an seiner „Übertragung“) antwortet Schrott auf die Frage „Wie viele Sprachen sprechen Sie? Wie viele Dialekte beherrschen Sie?“:

„Tja, als Tiroler versuche ich ja immer noch das Schriftdeutsche zu lernen, obwohl es immer heißt, wir würden [!] kein Hochdeutsch können. [...] Ich bin also ohne Koketterie immer noch dabei, Deutsch zu lernen, d. h. das ganze Repertoire der Sprache, ihre ganzen Stilregister zu beherrschen, um sie einsetzen zu können.“

Was hier offenbar wird, stimmt fast schon wieder heiter: Wir haben eine „Übertragung“ aus dem Homerischen Altgriechisch ins Neuhochdeutsche vor uns, deren Verfasser weder das Homerische Altgriechisch noch das Neuhochdeutsche wirklich beherrscht – ein in der neueren Geschichte der deutschen Homer-Übersetzung einzigartiges Kuriosum.

Wir fassen zusammen: In Schrotts opus liegt weder eine Übersetzung noch eine Übertragung vor. Die korrekte Bezeichnung hätte zu lauten: ‚Freie Nachdichtung auf der Grundlage vorliegender professioneller Übersetzungen. Nach eigenem Eingeständnis („Griechisch und Latein hatten wir noch als Freifächer oder gar als Pflichtfächer am Gymnasium“: so Schrott in dem oben genannten Interview mit dem Bayerischen Rundfunk) kann Schrott ja auch tatsächlich kaum Altgriechisch und demnach erst recht kein Homerisches Griechisch – worin aus der hier vertretenen wissenschaftlichen Sicht ja denn auch der eigentliche Skandal liegt, nicht nur auf Seiten des Autors, sondern auch auf Seiten des Verlages und dessen williger Abnehmer, von den Printmedien, Fernseh- und Rundfunksendern, Veranstaltern von Lesungen usw. bis hin zur ‚Wissenschaftlichen Buchgesellschaft‘. Nach einem in Mode gekommenen amerikanischen Verfahren scheinen hier eine oder mehrere vorliegende Übersetzungen⁸ unter dem Mantel der ‚Modernisierung/Aktualisierung‘ sprachlich aufgepeppt und mit eigenen Zutaten zu einem Flickwerk vereinigt worden zu sein. Insofern ist die Etikettierung auf dem Titelblatt „Übertragen von Raoul Schrott“ eine Mogelpackung. Insofern ist aber auch die

Tätigkeit des Rezensenten eigentlich sinnlos, da sie keine ernstzunehmende Grundlage hat: Es kann im geläufigen Sinne nicht etwas „Übertragung“ genannt werden, was nicht durch einen intimen Kenner der Sprache und des kulturellen Kontextes des Originals unter Wahrung der historischen Bedingtheit dieses Originals mit Geschmack und Augenmaß von seinem Originalort an einen anderen ‚getragen‘ wurde (‚Translation‘). Wer weder über ein Griechisch- noch sonst ein altertumswissenschaftliches Fachstudium verfügt, mag allerlei ‚zusammentragen‘ und miteinander ‚vergleichen‘ (*comparare*) – was der Berufsbezeichnung Schrotts als ‚Komparatist‘ zwar entspricht, ihr aber plötzlich einen ganz anderen, delikaten Sinn gibt ... –: Übersetzer ist er deswegen noch nicht. Mehr noch: Schrott will offenbar als erster deutschsprachiger wissenschaftlicher Übersetzer in der Geschichte des Homer-Übersetzens gelten: „Eine kanonische wissenschaftliche Übersetzung, die den vollständigen semantischen Gehalt von Homers Ilias auf deutsch präsentiert, liegt bis heute nicht vor; selbst noch die Übertragung von Schadewaldt beschneidet wahre Texttreue“ (p. XXXI). Mit anderen Worten: ‚Die erste wissenschaftlich wahre Texttreue – hier liegt sie vor!‘ Diese maßlose Selbstüberhebung zwingt die Wissenschaft zu einer deutlichen Antwort!

Wenn nicht nur die von den Medien (Presse, Radio, Fernsehen) manipulierte Öffentlichkeit – bis hin zum renommierten Berliner Ensemble –, sondern auch Fachkollegen an Universitäten (darunter auch vom Rez. sehr geschätzte) und Gymnasien, ja sogar die angesehene FU Berlin (Gastprofessur an Schrott für das WS 2008/09⁹) darauf hereingefallen sind und durch Einladungen zu Lesungen sogar in Schulen weiter auf diesen Schwindel hereinfließen, bedeutet das eine erschütternde Diagnose für das gegenwärtige deutsche Bildungsniveau mit verheerenden Wirkungen auf die Sprachkultur künftiger Generationen – im Übrigen richtig von WILAMOWITZ vorausgesehen. [s. Anm. 87 der Langfassung] In Anlehnung an AUGUST WILHELM SCHLEGELS Spottvers über SCHILLERS Übersetzungsbemühungen (s. Anm. 85 [der Langfassung]):

„Ohn’ alles Griechisch hab’ ich ja
verdeutscht die Iphigenia“

könnte man Schrotts ‚Übertragung‘ in seiner Schreibart kommentieren:

ohn alles griechisch hab ich – gnade! –
verhunzt die schöne iliade.

Oder lassen wir, 200 Jahre später und „ins Heute gebracht“, Homer selbst mit der (vom Rezensenten, als er sich im Studium erstmals mit Homer beschäftigte, immer gern gehörten) israelischen Chansonnière DALIAH LAVI (* 1942) fragen:

„Wer hat mein Lied so zerstört?“

Anmerkungen:

- 1) U. v. Wilamowitz-Moellendorf: „Was ist übersetzen?“ (1891), in: Reden und Vorträge, 4. Aufl., Berlin 1925/ND 1967, (p. 1-36) p. 1f.
- 2) J. Perizonius, Cl. Aeliani [...] varia historia, Leiden 1701, zu VH 9,15, s. J. Latacz: „Kypria“, DNP 6, Sp. 983f.
- 3) p. XXXIV: „Diese Fassung schreibt deshalb gewissermaßen als Metaversion mit, was wir jetzt [!] über den Text und seine Hintergründe wissen.“
- 3a) [nach meiner BMCR-Rez. (209.8.30) eingefügt] Vgl. jetzt BMCR 209.8.32 (Yancy Hughes Dominick über Drew A. Hyland: Plato and the Question of Beauty. Studies in Continental Thought, Bloomington 2008): „Let me also register a protest against transliterating Greek. Hyland’s book includes only transliterations, and these are often extensive, as at p. 105, where Hyland transliterates an entire fragment of Heraclitus (DK B112). If I cannot read Greek, then I cannot read transliterated Greek; and if I can read Greek, then I am only going to be confused and irritated by transliterations, especially ones like this, which does not mark the difference between long and short vowels. Including the actual Greek should be easy in this age of computerized typesetting, and readers would certainly benefit.“
- 4) Siehe Basler Kommentar, hg. von J. Latacz, Prolegomena (p. 159-171: „Homerische Poetik in Stichwörtern“) p. 162 s.v. „Epitheton“; distinktiv wie ‚fußschnell‘ (= Achill), im Gegensatz zu ‚generisch‘ (s. ‚kuh-/großäugig‘) wie ‚im Rufen gut‘ (= Diomedes, Menelaos etc.).
- 5) Siehe Bernhard Herzhoff: „Phegos“, Hermes 118, 1990, p. 257-272; „Der Flußkatalog der Ilias (M 20-23) – ältestes literarisches Beispiel geometrischer Raumerfassung?“ In: Antike Naturwissenschaften und ihre Rezeption 18, 2008, (p. 101-138), p. 108 n. 26.
- 6) Siehe LSJ s.v. acherōís: „white poplar“, daraus Janko zu 16,482. – Die in Griechenland/Anatolien in tieferen Lagen häufige Weißpappel (*Populus alba*) heißt leúke.

- 7) Akzente 3/2006, (p. 193-218), p. 198; ebd. 4/2006, p. 357-383: J. Latacz: „Homer übersetzen. Zu Raoul Schrotts neuer Ilias-Fassung“; ebd. 5/2006, p. 466-479: R. Schrott: „Replik auf den Kommentar von Joachim Latacz in Heft 4“.
- 8) Auf Stephen Mitchells (*1943) Wikipedia-Seite ist zu lesen: „Languages that he had not translated from, but rather put together interpretive versions from existing translations into Western languages include Chinese [...], Sanskrit [...], Akkadian or ancient Babylonian (Gilgamesh).“
- 9) s. Anm. 86 der Langfassung, aus der dieser Schluss der Rezension (ab „Wenn nicht nur die von den Medien ...“) hierher übertragen ist.

PAUL DRÄGER, Trier

Arwed Arnulf (Hrsg.), Kunstliteratur in Antike und Mittelalter. Eine kommentierte Anthologie. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 2008. 194 S., EUR 24,90 (ISBN 978-3-534-17483-6).

In der Reihe: Quellen zur Theorie und Geschichte der Kunstgeschichte (Hrsg. von HUBERT LOCHER) bietet ARWED ARNULF (A.) eine kommentierte Anthologie zur Kunstliteratur in Antike und Mittelalter. An das Vorwort der Reihenherausgeber schließt sich die Einführung von A. an, in der betont wird, dass von der in griechischer Sprache verfassten antiken Kunstliteratur nur sehr wenige Fragmente in die Neuzeit gelangt sind. Insbesondere dem älteren PLINIUS verdanken wir Exzerpte über die griechische Malerei und Plastik. VITRUV bietet für den Bereich der Architektur immerhin ein umfangreiches Lehrwerk in Latein. A. weist darauf hin, dass in den überlieferten Texten kein Wort über die künstlerische Gestaltung zu finden ist; während einige Autoren des 6. bis 14. Jahrhunderts über Kunstwerke informieren, fehlen Angaben zu Künstlern fast vollständig, sie sind nur in Inschriften anzutreffen. Vor allem humanistische Autoren greifen auf die antike Literatur zurück und stellen die Informationen über die antike Kunst zusammen. Prägend waren VASARI, MABILLON und deren Schüler. In der Einführung begründet der Herausgeber seine Auswahl und die Probleme, die sich bei der Gliederung des Opus ergaben. Er beschreibt systematisch die fünf Kapitel, beginnend mit der Schildbeschreibung des Achill in der *Ilias* des HOMER und endend mit WILHELM WITTEW, einem Mönch, der in der 2.

Hälfte des 15. Jahrhunderts in Augsburg wirkte. Damit wird bereits deutlich, dass der Titel des Buches zu kurz greift, da er nicht nur das Mittelalter berücksichtigt, sondern auch die Epoche der Renaissance und des Humanismus. Allerdings findet keine Auseinandersetzung mit dem Thema der Epochengrenzen statt.

Der Herausgeber hat das Buch in fünf ungleich lange Kapitel unterteilt, dem ein Verzeichnis der Literatur (183-190) und ein Namensregister (191-194) folgen. Das erste Kapitel lautet: „Kunstwerke in der antiken Großdichtung. Anfänge und Traditionsbildung“ (29-45). Das zweite Kapitel trägt den Titel: „Architektur in Texten antiker Autoren“ ((47-62), das dritte: „Antike Autoren über Künste, Künstler und Kunstwerke“ (63-96). Das vierte Kapitel widmet sich folgenden Themen: „Bild, Theologie und Frömmigkeit in mittelalterlichen Texten“ (97-113). Das letzte und fünfte Kapitel befasst sich mit dem Mittelalter: „Kunst und Architektur in mittelalterlichen Texten“ (115-182). Jedes Kapitel weist ein bestimmtes Schema auf: Nach einer kommentierenden Einführung folgt ein Quellentext in Übersetzung. Dass kein Originaltext verwendet wird, mag der ein oder andere Leser monieren; im heutigen Wissenschaftsbetrieb ist es gängige Praxis, auf Übersetzungen zurückzugreifen. Auf dieses Phänomen verweisen auch die Herausgeber (M. HARBSMEIER, J. KITZBICHLER, K. LUBITZ, N. MINDT) eines kürzlich erschienenen Bandes, das sich mit der Übersetzung antiker Literatur befasst (Übersetzung antiker Literatur. Funktionen und Konzeptionen im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York 2008).

Am Schluss eines jeden Kapitels bietet der Herausgeber jeweils knappe Angaben zur Sekundärliteratur. Am Ende des Buches finden sich nützliche Literaturangaben zu zitierten Zeitschriften, Reihen, Einführungen und Quellensammlungen (183-190). Hilfreich ist auch das Namensregister (191-194, beginnend mit AARON und endend mit ZEUXIS).

Den Auftakt bildet die Besprechung der Schildbeschreibung des Achill im 18. Buch der *Ilias* des HOMER. A. geht detailliert auf charakteristische Merkmale der Textabschnitte ein und macht darauf aufmerksam, dass für Homer nicht das fertige Werk im Zentrum stand, sondern die

Beschreibung der Herstellung. Homer habe die Disposition vernachlässigt und gebe noch nicht einmal den „Anbringungsort“ an (31).

Der Bereich der lateinischen epischen Literatur wird abgedeckt durch geeignete Abschnitte aus den Werken VERGILS (Die Türen des Iuno-Tempels in Karthago/Aen. I 446-493; die Türen des Apollon-Tempels in Cumae/Aen. VI 20-33), OVIDS (Der Palast des Sonnengottes/ Met. II 1-18; Arachne/Met. VI 1-145), des STATIUS (Der Palast des Mars/Thebais VII 40-63) und des PRUDENTIUS (Das Martyrium des Hippolyt/Peristephanon XI 123-152). Zu beachten bleibt, dass Dichter wie HORAZ, VERGIL und OVID fiktive Kunstwerke beschrieben haben, es handelt sich eben nicht um Beschreibungen real existierender Objekte. Die genannten Textstellen dienten späteren Autoren im Mittelalter und in der Neuzeit als Vorbilder.

Im zweiten Kapitel geht der Herausgeber auf Texte antiker Autoren ein, in denen architektonische Details besprochen werden (Altes Testament: Tempel Salomons; PLINIUS DER ÄLTERE: Pyramiden, Artemis-Tempel in Ephesos; VITRUV: Säulenordnungen, griechische Baustile, Basilika in Fano; PROPERZ: Apollontempel auf dem Palatin (Elegie II 31)). Mehrere antike Autoren äußerten sich über Künste, Künstler und Kunstwerke, nämlich ARISTOTELES, HORAZ und QUINTILIAN. PLINIUS DER ÄLTERE führte in die griechische Malerei und ihre Werke ein. Auch christliche Autoren und Dichter lieferten Beschreibungen von Kunstwerken und deren Erklärungen, etwa Paulinus von NOLA (das Felix-Heiligtum in Nola, ep. 32). Im vierten Kapitel untersucht A. „Bild, Theologie und Frömmigkeit“ in Texten von GREGOR DEM GROSSEN, JOHANNES VON DAMASKUS, BONAVENTURA, THOMAS VON AQUIN und DURANDUS VON MENDE (97ff.). Letzterer (gest. 1294) verfasste ein weit verbreitetes Handbuch (*Rationale divinarum officiorum*), in dem die katholische Bilderlehre erklärt wird. Das fünfte Kapitel ist sehr umfangreich und widmet sich der Kunst und Architektur in mittelalterlichen Texten. A. beginnt mit GREGOR VON TOURS († 594) und VENANTIUS FORTUNATUS († 600), zitiert und analysiert Textabschnitte aus dem Werk eines HUGO VON ST. VIKTOR († 1141) und endet mit LEON BATTISTA ALBERTI († vor 1472) und WILHELM WITWER, Mönch in St. Ulrich und Afra in Augsburg († 1514).

Insgesamt bietet der Herausgeber eine interessante und nützliche Anthologie, die außer wichtigen Quellen, die jeweils in Übersetzung präsentiert werden, zweckdienliche Kommentierungen enthalten und einen guten Einblick in die Thematik gewähren.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Walter Burnikel/Karsten Mayer, Lateinische Inschriften im Saarland aus zwei Jahrtausenden. Hrsg. vom Landesverband Saar im Deutschen Altphilologenverband. Wassermann Verlag: St. Ingbert 2009, 202 S., EUR 20,- (ISBN 978-3-928030-32-8). (Zu beziehen ist das Buch beim Wassermann Verlag, Postfach 2068, 66370 St. Ingbert.)

Nach dem Vorwort des Editors WALTER SIEWERT (5) erläutern die beiden Bearbeiter WALTER BURNIKEL und KARSTEN MAYER das Konzept des Buches (7-9). Die Auswahl umfasst mehr als 100 Beispiele von Inschriften, die sich auf Glocken, Wegekreuzen, Grab- und Denkmälern und an anderen Stellen befinden. Einige Dokumente datieren noch aus römischer Zeit, die meisten stellen christliche Denkmäler dar. Die Bearbeiter rücken nicht die Perfektion sprachlicher Kompetenz in den Vordergrund, sondern den kulturgeschichtlichen Aspekt. Sie erwerben sich große Verdienste dadurch, dass bedeutende Textdokumente auch künftigen Generationen bewahrt werden. Eine eigentliche Forschungsarbeit ist nicht intendiert, wohl aber eine Anleitung zum praktischen Umgang mit den Dokumenten. Jedes Einzelbeispiel umfasst eine Einleitung, den Text der Inschrift, Verständnishilfen (Vokabelangaben und sachliche Details), Anregungen und Fragen sowie Literaturhinweise. Abbildungen unterstützen die Arbeit mit den Texten sinnvoll. BURNIKEL und MAYER haben sich zunächst an den einzelnen Landkreisen des Saarlandes orientiert (außer bei den römischen Quellen), um lokale Präferenzen zu vermeiden. Daneben gilt das chronologische Prinzip. Sehr nützlich sind ein Sachgruppen- und Ortsindex (196ff.) sowie eine CD, die alle Textbeispiele, Anregungen usw. bietet. Letzteres hat Vorbildfunktion für andere Publikationen, die Texte enthalten. So lassen sich ausgewählte Passagen problemlos für die unterrichtliche Benutzung einsetzen.

Adressaten sind alle an Kulturgeschichte des Saarlandes Interessierte sowie Gymnasiasten, die auf diese Weise an die Arbeit mit Quellen herangeführt werden können. Das Opus eignet sich auch zum Selbststudium, da die Bearbeiter die Antworten zu den Anregungen und Übersetzungen abgedruckt haben (176ff.). Doch Burnikel und Mayer haben den (hoffentlich) geübten Lesern drei Nüsse zum Knacken aufgegeben (173ff.); so gibt es keine Übersetzungshilfen, lediglich Abbildungen (die Tholeyer Fibel, eine Inschrift an der Jägersburger Gustavsburg, die STRUXIT-Inschrift von Theley).

Nachdem der Leser in das Thema der Inschriften eingeführt ist (10ff.), bilden Angaben zu den Glocken den Auftakt. Hier erfährt er zahlreiche interessante Details, zum Beispiel dass sich seit der Epoche der Gotik die Technik des Glockengusses nicht wesentlich verändert hat. Immer wieder wird auf das berühmte Gedicht von SCHILLER Bezug genommen, aber auch GOETHE und MÖRIKE haben der Glocke Gedichte gewidmet. Neben kurzen Glockeninschriften finden sich auch Disticha. Einen Boom an Neuanschaffungen von Glocken konnte man aus verständlichen Gründen nach dem zweiten Weltkrieg beobachten, nachdem zahlreiche Glocken zu Waffen umgeschmolzen worden waren. Interessanterweise verzichtete man in dieser Zeit, vor allem auf katholischer Seite, nicht auf lateinische Inschriften, zum Beispiel im Falle der Petrusglocke von 1953, Ludwigskirche in Saarlouis (Nr. 49a, S. 147: *Claviger, ecce tibi campana sacrata manebit, Nobis lassatis ostia pande, Petre!*). Am Ende des Abschnitts findet der Leser wichtige Literaturhinweise. Auch am Schluss der folgenden Kapitel bieten Burnikel und Mayer jeweils einige nützliche Literaturangaben.

Die Grabinschriften (18-21) stellen den Hauptteil der ausgewählten Texte dar. Das erklärt sich daraus, dass seit der Antike bis 1785 kontinuierlich solche Dokumente verfasst wurden. Die Gruppe der Grabinschriften ist keineswegs einheitlich, vielmehr stellen Burnikel und Mayer fest: „Da stehen Grabplatten neben der Tumba, riesige Epitaphien neben dem Grabkreuz, und oft genug sind architektonische und bildnerische Elemente wichtig für die Textinterpretation“ (18). Die Textsammlung enthält drei Beispiele vorchristlicher

antiker Texte (Nr. 6,7,8). Ein christliches Beispiel aus der Antike konnte gefunden werden: der Grabstein des kleinen Ursus, datiert aus dem 5. Jahrhundert (Nr. 9).

Im Kapitel über die Wegekreuze erfährt der Leser interessante Details über deren Attribute (22f.). Über die Bau- und Gedenkinschriften (24f.) sowie über Verse und Chronogramme informieren die Bearbeiter den Leser umfassend (26-29).

Wer sich mit Inschriften verschiedener Arten befassen will, die im Saarland existieren, kann mit großem Gewinn auf das Opus von Burnikel und Mayer zurückgreifen und erhält für sein Geld viel Wissens- und Lesenswertes.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Corrado Augias, Die Geheimnisse Roms. Eine andere Geschichte der ewigen Stadt. Aus dem Italienischen von Sabine Heymann, Osburg Verlag, Berlin 2009, 544 Seiten, EUR 26,90 (ISBN 978-3-940731-17-3).

CORRADO AUGIAS¹ Werk, in Italien bereits 2005 erstmals erschienen, mehrfach aufgelegt und mit über 300 000 verkauften Exemplaren Bestseller, ist nun auch in deutscher Sprache erschienen und bereits kurz nach seiner Veröffentlichung von der gemeinsamen Jury von Süddeutscher Zeitung und NDR zum Sachbuch des Monats August gekürt worden.² Von daher erübrigt sich möglicherweise eine weitere Besprechung dieses Werkes. Wenn hier im FC dennoch eine Betrachtung erfolgt, dann unter der speziellen Fragestellung, inwieweit sich für Altphilologen bzw. Lateinlehrer³ die Anschaffung dieses nicht auf die Antike zentrierten Buches lohnen könnte. Um es gleich vorweg zu sagen: Bei diesem Werk handelt es sich weder um ein Geschichtsbuch herkömmlicher Art noch einen Reiseführer. Dieses Buch ist für Altphilologen und Lateinlehrer geeignet, die Lust darauf haben, das, was sie über Rom wissen und in Rom bereits kennen, wiederzufinden, aber bisweilen „gegen den Strich gebürstet“, vor allem aber angereichert mit den Konstruktionen und Assoziationen des Autors, der – wie ein Universalgelehrter und gleichzeitig sehr persönlich – über seine Heimat schreibt und dem Leser Möglichkeiten eröffnet, Bekanntes neu zu entdecken und gleichzeitig viele neue Entdeckungen zu machen. Am Ende

der Lektüre wird sich die Wahrnehmung Roms in vieler Hinsicht erweitert und geschärft haben.

Auf einige Beispiele seiner Erzählkunst sei nun hier näher eingegangen.

In jedem Reiseführer wird die mythische Gründung Roms als wunderbare Geschichte nach-erzählt, jedes Schulbuch enthält den romantisch verklärten Mythos der Vorgeschichte, die Geburt der Zwillinge Romulus und Remus durch die Vestalin Rhea Silvia und die Aufnahme der Kinder durch das Hirtenpaar Faustulus und Acca Larentia. Natürlich kommt Corrado Augias nicht umhin, in seinem Einstiegskapitel („Vorrede in zwei Bildern“) darauf zu rekurrieren, nicht aber ohne im nächsten Absatz die romantische Verklärung wieder aufzuheben durch einen kurzen Verweis auf einen – in Schulbüchern nicht zitierten – Satz von LIVIUS, der entmythisierend ist: Acca Larentia sei die Lupa gewesen, nämlich eine Prostituierte. Bereits hier wird der Leser darauf eingestimmt, dass Augias keinen Standard präsentiert, sondern die Informationen und das Wissen eines Insiders nutzt. Dabei gelingt es ihm immer, die liebenswerte und romantisch verklärte Sicht auf Rom für den Leser zu erhalten und ihm trotzdem die düsteren, bisweilen grausamen und manchmal allzu menschlichen Fakten zu präsentieren.

Gemeinsam ist allen 15 Kapiteln, die übrigens jeweils ca. 30 Seiten umfassen, dass sie keine historisch-chronologische Gliederung aufweisen, sondern Augias geht von Orten,⁴ von Bauten oder Personen aus, die den Kapiteln jeweils die Überschrift verleihen und die zum Ausgangspunkt für Blicke in andere Zeiten werden, häufig bis in die Antike zurückreichend.⁵ Im Kapitel III, „Dreiundzwanzig Dolchstöße“, ist die Antike Ausgangspunkt. Hier ordnet Augias CÄSARS Ermordung in die politischen Zusammenhänge der Zeit ein und präsentiert Rom gleichzeitig als Schauplatz politischer Morde. Gerade dieses Kapitel dürfte angesichts Augias' Fähigkeit, diese Ereignisse wie einen Kriminalfall zu beschreiben, auch als Lektüre für Oberstufenschüler besonders geeignet sein und sie erkennen lassen, dass sie es im Falle von Cäsars Ermordung nicht nur mit einem singulären Ereignis zu tun haben, sondern dass es doch wiederkehrende Muster von Intrigen und Mord in der Geschichte gibt. Die Antike

kann somit als Ausgangspunkt für ein Phänomen wahrgenommen werden, das sich wie ein roter Faden durch die Geschichte dieser Stadt zieht.

Weitere Kapitel haben als Ausgangspunkt CARAVAGGIO als den anderen MICHELANGELO (Kap. IV), den Volksdichter GIUSEPPE GIOACHINO BELLI (Kap. V mit dem Titel „Ein Denkmal für das gemeine Volk“), der als Bediensteter verschiedener Päpste heimlich Sonette schrieb, z. T. sehr derben Inhalts, die bisweilen an CATULLS Invektiven erinnern. Ein Kapitel (VII) ist der „Traumfabrik“ Cinecittà gewidmet. In Kap. IX („Ist am 24. 3. 1944 gestorben“) erlebt der Leser das erschütternde Massaker in den ardeatinischen Höhlen, die bei Klassenfahrten nach Rom ein Pflichtziel sein sollten, weshalb diese Passage – neben dem Kapitel über das jüdische Ghetto (Kap. XIV, „Das Leben jenseits der Mauer“) – auch für unterrichtliche Zwecke empfehlenswert ist. Sehr unterhaltsam liest sich Kap. XIII, „Das Verbrechen in der Via Puccini“, das von Edelvierteln Roms ausgehend in ein Sittenbild Roms der Nachkriegszeit mündet und an dessen Ende der Atem des Lesers angesichts der aktuellen politischen Brisanz ins Stocken geraten dürfte. Worum es sich dabei konkret handelt, soll hier nicht ausgeführt werden, um die Spannung bei der Lektüre zu erhalten. Natürlich fehlt auch nicht ein Kapitel über LUCREZIA BORGIA, „die schönste Dame Roms“ (Kap. X).

Wenn man als Altphilologe und „Romfan“ – dass dies so ist, sei unterstellt – schon immer gefühlt hat, dass Rom im Vergleich zu anderen europäischen Metropolen etwas Besonderes ist, dem liefert Augias am Ende seines Werks die Worte für diese Empfindungen: „Diese Nähe [sc. sinngemäß: der Moderne und der Antike], diese Koexistenz, diese zeitlichen Kurzschlüsse, diese blitzartigen Exkursionen in verschiedenste Jahrhunderte sind nur in Rom in solcher Dichte vorhanden und von solcher Reichweite.“⁶

Neben den Inhalten dieses Buches dürfte für den Altphilologen Folgendes noch von Interesse sein: An vielen Stellen wird deutlich, wie kenntnisreich der Autor in Bezug auf die antike Geschichte und die antiken Quellen ist. Daneben besticht er aber auch durch eine ausgeprägte Sensibilität für die lateinische Sprache. Im gesamten Werk ist eine Fülle an Originalzitaten zu finden, die nicht unter

dokumentarischen Gesichtspunkten verwendet werden – da greift er auf Übersetzungen zurück⁷ –, sondern die er benutzt, wenn es ihm bewusst darum geht, seine Leser etwas von der Schönheit der lateinischen Sprache spüren zu lassen. Ja, Augias erklärt sie dem Leser sogar: „Hören Sie sich diese Verse an: ‚*iam nox inducere terris / umbras et coelo diffundere signa parabat*‘ (Die Nacht warf dunklen Schatten über das Land und besäte den Himmel mit blinkenden Sternen). Man könnte an die Eröffnung eines lyrischen ‚Nocturne‘ denken. Aber ganz und gar nicht, es ist nur ein rhetorischer Trick, der in einer Antiklimax abrupt von einem groben Streit unter Dienern und Matrosen unterbrochen wird. Großartiger Horaz!“⁸ Natürlich erfährt man als Altphilologe in dieser Beziehung nichts Neues, es muss uns aber froh stimmen, dass in einem nicht speziell an unsere Klientel gerichteten Werk die Schönheit der lateinischen Sprache eine solche Wertschätzung erfährt. Empfehlen mag man hier nur, die Zitierweise der der Altphilologie üblichen anzupassen.⁹

Bleibt zum Layout noch zu sagen, dass die Kapitel mit vielen Photos angereichert sind, deren Untertitel jeweils Textpassagen sind. Ein umfangreicher Anmerkungsapparat, eine Bibliografie, ein Verzeichnis der genannten Päpste sowie ein Namens- und Ortsregister ermöglichen Orientierung. Diese Aufmachung entspricht im Übrigen nicht der italienischen Originalausgabe, sondern ist der Übersetzerin SABINE HEYMANN zu verdanken, die nicht nur eine Übersetzung geliefert hat, sondern immer auch die deutschen Adressaten im Blick hatte.¹⁰

Man muss nicht Horaz bemühen, um festzustellen, dass Augias' Buch sich dazu eignet, bestens unterhalten und amüsiert zu werden und gleichzeitig sein historisches Wissen aufzupolieren.

Anmerkungen:

- 1) Geb. 1935 in Rom, politischer und Kulturjournalist, Fernsehmoderator, Kriminalschriftsteller und Theaterautor, von 1994-1999 Abgeordneter des Europäischen Parlaments.
- 2) www.ndrkultur.de/feuilleton/buecher/sachbuchaugust100.html; s. auch www.freitag.de/kultur/0930-literatur-rom; http://static.nzz.ch/files/3/6/2/book_20090628__1.2810362.pdf; (S. 21) <http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/>

Via-Puccini-Rom-Berlusconi;art1117,2736294.

- 3) Oder auch Schulbibliotheken.
- 4) Z. B. Orte, an denen er in seiner Kindheit gespielt hat, wie die Caracalla-Thermen oder die Via Appia.
- 5) Das ganze Buch „basiert überwiegend auf einer durch meine Biografie diktierten, also willkürlichen Auswahl“. Vgl. S. 56.
- 6) S. 486. Hier auch die Aufforderung an die ersten Adressaten von Augias' Werk, die (heutigen) Römer, sich dieses „Privileg(s)“ ein bisschen öfter zu erinnern, wozu dieses Buch helfen soll.
- 7) Z. B. Plinius der Ältere im Zusammenhang mit Architekturerrungenschaften der Römer. Vgl. S. 32.
- 8) S. 32. Ähnlich auch S. 30, wo Augias seine transponierende Übersetzung einer Grabinschrift erklärt.
- 9) Eine Korrektur des ersten im Buch verwendeten lateinischen Zitats wird in einer Neuauflage vorgenommen.
- 10) S. die Danksagungen der Übersetzerin auf S. 523.

BARBARA LYNKER, Gießen

Jutta Heinz (Hg.): *Wieland-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart, Weimar (J. B. Metzler) 2008. 486 S., EUR 64,95 (ISBN 978-3476022226).

Vier Große im klassischen Weimar haben sich um die Antikerezeption außerordentlich verdient gemacht: GOETHE, SCHILLER, HERDER und CHRISTOPH MARTIN WIELAND. W(ieland), dessen 275. Geburtstag wir 2008 begingen, übertrug unter anderem Werke von ARISTOPHANES, XENOPHON, LUKIAN sowie von HORAZ und CICERO; er schrieb Romane mit antiken Sujets, vor allem (die Titel hier in Kurzform): Sokrates mainomenos, Agathon, Geschichte der Abderiten, Peregrinus Proteus, Agathodämon, Aristipp. In anderen Werken griff er auf antike Formen zurück wie, in der Nachfolge Lukians, in den „Göttergesprächen“. Programmatisch antikebezogen sind die Titel der von ihm gegründeten Zeitschriften „Attisches Museum“ und „Neues Attisches Museum“.

2001 hat die damalige Baden-Württembergische Kultusministerin behauptet, Wieland habe seinen Zeitgenossen übertriebene Griechen-Verehrung auszutreiben versucht. Hier irrt Frau SCHAVAN. Vielleicht hat sie an GOETHE/SCHILLERS Xenion

gegen eine gewisse Gräkomanie gedacht. Wieland jedoch hat sich zwar auch für die römische Literatur stark engagiert – seine Horaz-Übersetzung ist immer wieder gedruckt worden –, aber von Abwehr einer wie immer gearteten Griechenverehrung durch Wieland kann keine Rede sein. Wieland war Philhellene im ursprünglichen Wortsinn.¹ Wenn Frau Schavan sich über diesen Gegenstand äußerte, so musste sie bzw. musste ihr Redenschreiber sich kundig machen. Nach der PISA-Studie für Schüler ist eine solche Studie auch für die Lehrer gefordert worden; wie wäre es mit einer PISA-Studie für KultusministerInnen?

Pünktlich 2008 erschien das Wieland-Handbuch, im Metzler Verlag, in dem schon Handbücher unter anderem zu HÖLDERLIN,² LESSING, GOETHE, SCHILLER, BRECHT herausgekommen sind. Lagen bei Goethe, Schiller, Herder zu Lebzeiten noch keine Ausgaben „Sämtlicher Werke“ vor, gibt es aber inzwischen längst historisch-kritische Ausgaben, so ist es bei Wieland umgekehrt: Er bekam 1794ff. „Sämtliche Werke“ (allerdings ohne die Übersetzungen und nur mit einem Teil der Prosa-Schriften), doch eine historisch-kritische Ausgabe beginnt erst jetzt zu erscheinen: die „Oßmannstedter Ausgabe“ (in O. bei Weimar hat W. lange gelebt): „Wielands Werke. Historisch-kritische Ausgabe“, hg. v. KLAUS MANGER und JAN PHILIPP REEMTSMA, zwei erstklassigen Wieland-Spezialisten (Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2008ff.). Zur Editions-geschichte und zur Gestaltung der neuen Ausgabe s. Kap. I.2 in dem hier vorzustellenden Werk. Als erste Bände kamen, jeweils zusammen mit anderen Werken, „Sokrates mainomenos“ (Bd. 9.1) und „Geschichte des Agathon“ (8.1) heraus, also für AltsprachlerInnen höchst interessante Texte; diese Bände werden hier gewürdigt, sobald die dazugehörigen Kommentar-Bände vorliegen (2010).

Das „Handbuch“ informiert in Kap. I über W.s Leben,³ Editions-geschichte, Rezeptions- und Forschungsgeschichte. II „W. und die Diskurse seiner Zeit“ behandelt Aspekte wie W. und die Religion, die Philosophie, die Künste etc., II.6 sein Verhältnis zur Weltliteratur, II.6.1 das zur antiken Literatur; diesen Überblick verdankt man einem unserer produktivsten Antikerezeptions-Fachleute: VOLKER RIEDEL. In III „Wielands

Werke“ geht es u. a. um seine Schreibweisen, um Frühwerk, Dramatische Werke, Versdichtung und Märchen, Prosawerk, Essayistik und Literaturkritik, die von ihm gegründeten, geleiteten, weithin mit eigenen Arbeiten bestrittenen Zeitschriften, die Übersetzungen von SHAKESPEARE und sieben antiken Autoren sowie um sein Briefwerk. Kap. IV „Wielandizität“ ist der „Versuch einer Charakteristik“. Kap. V (Anhang) enthält Register usw.

Bei erster, diagonaler Lektüre hat man durchweg einen positiven Eindruck von dem, was dreiundzwanzig AutorInnen unter Stabführung von JUTTA HEINZ⁴ geleistet haben. Hier kann ich nur auf ausgewählte Aspekte eingehen.

Aus Gründen, die in I.2 einleuchtend dargelegt sind, werden W.s Werke im „Handbuch“ oft nicht anhand der schwer zugänglichen Erstdrucke behandelt, sondern anhand der teilweise stark überarbeiteten Fassungen letzter Hand. „Sokrates mainomenos oder Die Dialogen des Diogenes von Sinope“ (einschl. Kap. 38 „Die Republik des Diogenes“) von 1769/70 wird also unter „Nachlass des Diogenes von Sinope“ (1795) abgehandelt. In der Oßmannstedter Ausgabe werden die Fassungen erster Hand, in unserem Falle also „Sokrates mainomenos“ ediert. – Erfreulich, dass viel zu dem gesagt ist, was in dem Band je nachdem Wirkung/Rezeption und Wirkung/Rezeptionsgeschichte/Rezeptions- und Wirkungsgeschichte genannt ist. In den Apparat-Bänden der Oßmannstedter Ausgabe wird dieser Aspekt zumindest im zeitgenössischen Rahmen behandelt werden; ihn bis in unsere Zeit zu verfolgen, wie es erfreulicherweise im Handbuch weitgehend geschieht, würde den Rahmen der Apparat-Bände sprengen. – 114 heißt es, Wieland habe seine Übersetzungen nicht in die „Sämtlichen Werke“ aufgenommen. Dort stehen sie in der Tat nicht, aber schon 1793 wollte er die Lukian- und die Horazübersetzung, die nach seinem und nach unserem Urteil zu seinen besten Übersetzungen gehören (sein deutscher CICERO lag damals noch nicht vor), in die Gesamtausgabe seiner Werke aufnehmen. (1794ff. erscheinen seine „Sämtlichen Werke“ in verschiedenen Ausgaben.) So trinken denn auch in Blumauers berühmter „Aeneis“-Travestie LUKIAN und HORAZ gemeinsam auf W.s Wohl. Von Horaz wird 407 ausdrücklich gesagt, dass W. ihn noch

1795 in die „Sämmtlichen Werke“ aufgenommen sehen wollte. 1797 plant W. eine Separatedition seiner Übersetzungen aus dem Griechischen und dem Lateinischen, wobei wieder Lukian und Horaz, „meine Lieblinge unter den Schriftstellern“ (406), im Vordergrund stehen. Auch dieses Projekt scheitert daran, dass der Verlag vorsichtig disponieren muss. – „Die Philologie verhielt sich ... [W.s Übersetzungen gegenüber] reserviert“ (410, ähnlich 442f.). Dies gilt nicht für seinen deutschen Lukian, wie die Urteile der Philologen HEYNE (18. Jh.) und später BURSIA, MRAS, HELM, HOENN zeigen, vgl. „Wenn du dir aus dem Meßkatalog einiges aussuchst, so vergiß Wielands Lukian nicht“, in: *Philologus* 129, 1985, 121ff. (bes. 130); ebd. auch zu den Griechischkenntnissen W.s (412) im Vergleich zu denjenigen anderer deutscher Dichter und Schriftsteller. – In III.1 „Schreibweisen“ könnte auf W.s individuelle Interpunktion hingewiesen werden: BÖTTIGER zufolge hat W. einmal geäußert: „Ich habe mir in meinen Schriften eine eigene Interpunktion gemacht. Da, wo ich wünsche, dass der Vorleser einen Hauch innehalten möge, mache ich ein Komma, es mag dies nach der gewöhnlichen Art Sitte sein oder nicht. Wo mehrere Sätze eine Periode zerlegen, ein Semikolon; wo die Periode grade halbiert wird, ein Kolon. Jeder Deutsche hat seine Interpunktion wie seinen Glauben für sich.“ (So KARL AUGUST BÖTTIGER, *Litterarische Zustände und Zeitgenossen*, Leipzig 1838, 1, 252.) Vgl. dazu JÜRGEN STENZEL, *Zeichensetzung. Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung*, Göttingen 1966 u. ö., Kap. 2. Wie bedeutsam „Kommaphilologie“ sein kann, haben an „Faust“ I 343 GRUMACH und andere gezeigt. Auch ob der „weibliche Homer“ (Anth. Pal. IX 26) SAPPHO oder ANYTE ist, hängt von der Interpunktion ab (J. WERNER, *Philol.* 138, 1994, 252ff.). – Aus Umfangsgründen (das Werk umfasst ohnehin fast 500 Seiten) wurde auf einige denkbare Überblicksartikel verzichtet. Das ist ebenso verständlich wie bedauerlich. Z. B. ist es mühsam, einen Eindruck von der Entwicklung der W.schen Übersetzungstheorie und -praxis zu gewinnen, zumal es kein Sachregister gibt. Bedeutsame einschlägige Äußerungen W.s und anderer (GOETHE!) finden sich nämlich nicht nur in III.8. Auch für die Metrik wünscht man sich etwas Zusammenfassendes.

Irritierend übrigens die Form des HORAZ-Mottos vom „Sokrates mainomenos“ in allen von mir eingesehenen Ausgaben, soweit sie das Motto mitdrucken: „*Insani sapiens, aequus ferat, nomen iniqui*“ (Horaz, Briefe I 6, 15). Ein makelloser Hexameter liegt nur vor bei der in unseren Horaz-Editionen üblichen Fassung „*Insani sapiens nomen ferat, aequus iniqui*“, und so teilt ihn z. B. PETER FIX in seiner Ausgabe des „Sokrates mainomenos“, Leipzig 1984, 202 mit. In dem lateinischen Text, den Wieland seiner Übersetzung der Horaz-Briefe seit der „neuen verbesserten Auflage“, Leipzig 1790 (2ebd. 1801, 3ebd. 1816) beigibt, „wohl nach einer unbestimmten, schwerlich noch bestimmbar Vulgata-Ausgabe“⁵ hat der Vers die korrekte Form. So auch in FUHRMANN'S Ausgabe (u. Anm. 5) S. 125. *Quandoque bonus dormitat* – Wieland! Was ihm als hervorragendem Kenner der alten Sprachen offenbar gelegentlich widerfuhr, das ist ihm wohl auch beim Motto des „Sokrates mainomenos“ unterlaufen. Fuhrmann, der den richtigen Horaz-Text druckt „in der Fassung, in der Wieland [die lateinischen Originale] ... seinem Publikum präsentiert hat“, hat dann und wann stillschweigend „offensichtliche Fehler, vor allem Verstöße gegen das Versmaß ... getilgt“: S. 1097. – Zu „Weltliteratur“ (das von W. geprägte Wort hat sich erst später dank Goethe durchgesetzt) wäre ebenfalls etwas zu sagen: S. 13 u. 25 wird dazu WEITZ lediglich genannt, 411 außerdem OTT (2000), der, so S. 404, „wichtige Korrekturen an Weitz 1987“ vornimmt; welche, erfährt der Leser nicht.

Zu FLOERKES Ausgabe der W.schen Lukian-Übersetzung, die 418 mit „anderen Nachdrucken“ verglichen wird, sollte gesagt sein, dass Floerke selbst (5, 376) von seiner „Bearbeitung der Vorlage“ spricht: „Änderungen und Ergänzungen des Textes (wurden) im Interesse der Lesbarkeit des Werkes nicht angemerkt.“ Der Floerke-Leser erfährt also gar nicht, wann er Wieland, wann er Floerke liest. Der einzige wirkliche Nachdruck neuerer Zeit (reprografisch; mit sämtlichen Druckfehlern des Originals) erschien 1971 in Darmstadt.⁶ Er sollte, weil leichter zugänglich als die Ausgabe von 1788/89 (in der Oßmannstedter Ausgabe kommt die Lukian-Übersetzung erst 2013ff.), S. 419 genannt sein. Das Verdienst dieser Ausgabe ist es, dass sie den völlig unveränderten

Text Wielands bietet, dem Goethe zufolge „das ganze obere Deutschland seinen Stil verdankt“, „dem das südliche Deutschland ... (seine) poetische und prosaische Kultur schuldig“ ist. Was W.s Paratexte betrifft, die der Vf. des Lukian-Abschnitts MANUEL BAUMBACH⁷ anders als bei Floerke (418) in der Ausgabe des Aufbauverlags vermisst,⁸ so vergleiche man Floerke a. a. O.: „Von Wielands Anmerkungen hat er [Floerke] die meisten philologischen und polemischen fortfallen lassen oder doch stark gekürzt.“ Es kann also keine Rede davon sein, das Floerke W.s „Anmerkungen“ beibehalten“ hat (418). In seinem Buch von 2002 schrieb Baumbach denn auch: „Floerke aktualisiert ... den Wielandschen Lukian durch Eingriffe bei den Anmerkungen, die ihm als veraltet und für den intendierten Leserkreis als zu philologisch und polemisch erscheinen“ (227). Bemerkenswert der Aspekt des „intendierten Leserkreises“. Was B. an der BdA-Ausgabe auffällt, ist eben durch den dort intendierten Leserkreis bedingt. Es handelt sich um eine moderne Leseausgabe, die den Bedürfnissen des Publikums von 1974 entspricht: Dieses wollte Lukian in deutscher Übersetzung lesen (eine andere als die von W., etwa die ebenfalls gute von PAULY, lag seit Jahrzehnten überhaupt nicht mehr vor): Die Schreibung (nicht die Lautung) ist außer bei Namen den Gepflogenheiten von 1974 angeglichen; offensichtliche Druckfehler und Fehlübertragungen sind im Anmerkungsstil richtiggestellt, und dieser ist, genauso wie der übrige Paratext, mit Rücksicht auf die Fortschritte der Forschung seit 1788/89 und zugleich auf die Defizite an humanistischer Bildung, die beim heutigen Leser angenommen werden müssen, völlig neu gestaltet worden, unter Beibehaltung zahlreicher Wielandscher Paratexte. Die BdA-Ausgabe war nicht als Beitrag zu einer historisch-kritischen W.-Edition konzipiert – als solche wäre sie unzulänglich –, aber die BdA verfolgte bekanntlich ganz andere Ziele.⁹ Man vergleiche Fuhrmanns Verfahren bei der Horaz-Übersetzung (u. Anm. 5). Allerdings sind die durch Fuhrmann übernommenen W.schen Fußnoten wie bei W. als Fußnoten gedruckt – was seinen eigenen Reiz hat, übrigens nicht nur in W.s Lukian –, die ausführlichen Anmerkungen Fuhrmanns geson-

dert in einem Anhang. Derartiges war in der BdA grundsätzlich nicht möglich, also auch bei Lukian nicht.

Die kaum noch überschaubare Forschungsliteratur ist in dem „Handbuch“ in bewundernswertem Umfang erfasst. Dass auch bei nichtselbstständigen Publikationen die Verfasser stets mit Vornamen angegeben sind, erleichtert ihre Identifizierung. Der seit S. 284 zu DIOGENES/SOKRATES genannte Aufsatz von 1999 ist weitgehend durch „Der Kyniker Diogenes als ‚rasender Sokrates‘. Zu Wielands Antikerezeption“ ersetzt (Sächs. Akad. d. Wiss., Arbeitsblätter ... 18-20, 2005, 63ff. = Phasis 8, Tbilisi 2005, 152ff.). – Die mehrfach erwähnte namhafte Göttinger Rezensionszeitschrift hieß seinerzeit „Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen“. – Die römischen Zahlen der Kapitel sollten auch in den Seitentiteln erscheinen (z. B. statt 8.1: III.8.1). Was ich bisher von den 500 Seiten lesen konnte, las sich durchweg gut. Dass die von Wieland geprägte Ciceronität „vom Wohlklang her der Wielandizität einiges voraus“ hat (466), ist nicht von der Hand zu weisen (möglicherweise ist Wielandizität unter dem Einfluss von Klassizität oder Historizität gebildet worden); Wielandizität wäre klanglich wohl kaum eine bessere Lösung.

Das Wieland-Handbuch ist eine exzellente Grundlage für weitere Wieland-Forschung. Auch Druck und Buchgestaltung sind hervorragend.

Anmerkungen:

- 1) J. Werner, „We are all Greeks“. Zum Philhellenismus, in: Geschehenes und Geschriebenes. Studien zu Ehren von Günther Steffen Henrich ..., Leipzig 2005, 491ff.
- 2) S. meine Rez. FC 2/03, 176f.; die Daten zu den anderen o. g. Handbüchern finden sich in FC 2/08, 128f.
- 3) Ergänzend ist heranzuziehen Michael Zaremba, Christoph Martin Wieland. Aufklärer und Poet, Böhlau Verlag Köln usw. 2007.
- 4) Vgl. Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender, 22. Ausgabe 2009.
- 5) Manfred Fuhrmann (Hg.), Christoph Martin Wieland, Werke in zwölf Bänden, 9 (Bibliothek deutscher Klassiker 10), Frankfurt a. M. 1986, 1097.
- 6) Vgl. dazu meine Rez. in: Deutsche Literaturzeitung 92, 1971, 1009ff. und meinen Aufsatz „Wenn du dir aus dem Maßkatalog einiges aussuchst, so

vergiß Wielands Lukian nicht“, *Philologus* 129, 1985, 121 ff. – Irreführend ist die Angabe S. 34, dass im Greno-Verlag „Wielands Lukian-Übersetzung¹⁻³1985, ⁴1987“ erschienen sei; das klingt so, als ob es sich um W.s komplette Lukian-Übersetzung handelt.

- 7) Zu seinem wichtigen Buch „Lukian in Deutschland“, München 2002, habe ich mich im *Gnomon* 75, 2003, 394ff. geäußert.
- 8) Lukian. Werke in drei Bänden, hg. v. J. Werner, Berlin und Weimar 1974 (Bibliothek der Antike [BdA]). 1981 erfolgte eine Nachauflage, die wie die erste sofort vergriffen war; weitere Auflagen scheiterten an Papierknappheit und mangelnder Druckkapazität.
- 9) J. Werner, Die „Bibliothek der Antike“, *Klio* 64, 1982, 195ff.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Duden. Die deutsche Rechtschreibung. 25., völlig Neub. u. erw. Aufl. Mannheim usw. (Duden-Verlag) 2009. Duden Bd. 1. 1216 S., EUR 21,95 (ISBN 978-3411040155).

Haben Sie damit gerechnet, dass der neue Rechtschreib-Duden, der in der zweiten Jahreshälfte ausgeliefert wird, schon „Schweinegrippe“, „Feinstaubplakette“, „Abwrackprämie“, „Bad Bank“ und „twittern“ enthält? Auch sonst bringt er viel Neues: 5000 Wörter, die in der 24. Aufl. (2006) noch fehlten; es ist der umfangreichste Rechtschreib-Duden, den es je gab. Neu ist z. B. (Lateinisches/Griechisches ist hier kursiv gesetzt): *Bahncard, Biopic, Energydrink, Exzellenzcluster, ~initiative, Fanmeile, Frontalunterricht, Herdprämie, Humankapital, iPhone, iPod, It-Girl, Kreationismus, Masterstudiengang, Migrationshintergrund, No-go-Area, nachgestelltes plus in Wendungen wie „Generation 70 plus“, Prekariat, Produktionspiraterie, Roaming, Skimming (Kreditkartenbetrug), Slam Poetry, Sozen (gern benutzt bereits von Kohl; Sozi war schon drin), systemisch.* – Leider vermisst man immer noch vieles, was z. T. schon 2006 fehlte, so: *Alphatier*

(nicht zoologisch), *Analog-Käse*, bewerben „für etwas werben“, *bingo* (Ausruf), *Bionade*, *Bombodrom*, *Elefantenhochzeit*, *Genfood*, *Girl's day*, *Gothic*, *Graswurzel-Demokratie* usw. = Basis~ (s. DER SPRACHDIENST 2-3/2006, 71f.), *G.-Punkt*, *Hipster*, *Kader* = Mitglied einer besonders im Sport ebenfalls *Kader* benannten Gruppe, politische Klasse, kalte *Progression*, *Public viewing* (*view* < *videre*), *Realwirtschaft* (seit 2008 üblich, anfangs noch mit „sog.“, so im SPIEGEL 45/2008, dort noch 29/2009 in Führungszeichen), *Regenbogenfamilie*, *Sixpack*, „Waschbrettbau“, *Spaghettiträger*, *Tab(s)*, *Torselett*, *toxisch* (Finanzwirtschaft), *Zweiklassenmedizin*; ferner einige „Wörter/Unwörter des Jahres“ (hinterer Einbanddeckel innen) wie: *ethnische Säuberung*, 11. *September*. Auch einige unzulängliche Erläuterungen der 24. Auflage wurden beibehalten; zu all dem s. meine Rez. FC 4/06, 309ff. – „taff“ fehlt noch im Duden-Fremdwörterbuch⁹2006 und im Großen (Duden-)Fremdwörterbuch⁴2007 und ist noch im Duden-Universalwörterbuch⁶2007 als aus dem Hebräischen stammend ohne Bezug auf gleichbedeutendes „tough“ behandelt; m.E. ist „taff“ die eindeutschende Schreibung von engl. „tough“. Im SPIEGEL 25/2009 stehen „tough“ und „taff“ nebeneinander. – Die Jubiläumsausgabe hat eine Tabelle wichtiger Stationen aus der Geschichte der deutschen Orthografie und einen Abschnitt zur Sprachstatistik, z. B. zu der viel diskutierten, aus verschiedenen Gründen schwer zu beantwortenden Frage nach dem Umfang des Wortschatzes der deutschen Gegenwartssprache („zwischen 300.000 und 500.000 Wörtern“, einschließlich eines Teiles der im Deutschen nahezu unbegrenzt möglichen Ableitungen und Zusammensetzungen). – Der Verlag bietet bis zum 31. 12. 2009 zusammen mit der Buchausgabe eine Korrektursoftware für Microsoft Office und Works, Version 6.0 in einem Medienpaket zum Jubiläumspreis von nur 25 € an. Greifen Sie zu!

JÜRGEN WERNER, Berlin

Noch einmal: Zur Geschichte der Leipziger Philologie

Im letzten Heft dieser Zeitschrift (2/2009, 174-76) nimmt JÜRGEN WERNER, Leipziger Emeritus der Klassischen Philologie, daran Anstoß, dass in einem kürzlich erschienenen Beitrag zur Tradition des Fachs an der Universität Leipzig sein eigenes Wirken nicht gebührend berücksichtigt sei (Geschichte der Universität Leipzig, Bd. 4/1, 2009, 575–92). Darauf sei doch ein kurzes Wort der Entgegnung gestattet.

Die drei Autoren des Beitrags (die beiden gegenwärtigen Vertreter der Klassischen Philologie und die Vertreterin der Byzantinistik & Neogräzistik) waren gehalten, die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung der Leipziger Philologie auf einigen wenigen Seiten zusammenzufassen, und sie haben versucht, diese Beschränkung dadurch ein wenig auszugleichen, dass ihr Überblick sich im wesentlichen auf die Heroen konzentrierte, die Leipzig einmal zu einer Hochburg der Philologie haben werden lassen. Aber wenn den Autoren auch genügend Raum zur Verfügung gestanden hätte, wären sie in ihrer Darstellung doch nicht anders verfahren als jetzt und hätten für die beurteilende Würdigung einzelner Vertreter ihrer Disziplinen in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine Zäsur gesehen, die nur im Falle des früh verstorbenen EKKEHARD STÄRK zu ignorieren war. Sie hatten darauf vertraut, dass der Grund für diese Grenzziehung dem gutwilligen Leser ohne weiteres einsichtig sei, doch sei er, wenn's denn sein muss, auch ausdrücklich genannt. Der Grund lag wahrlich nicht in mangelndem Respekt vor den Verdiensten der späteren Fachvertreter und den wissenschaftlichen Leistungen, die sie in schwieriger Zeit erbracht haben, und er lag, was den Verfasser dieser Zeilen angeht, auch nicht in einem Mangel an freundschaftlicher Verbundenheit mit seinem Vorgänger, sondern bestimmend für die drei Autoren war schlicht die Überzeugung, dass Werturteile über lebende Personen in einem wissenschaftsgeschichtlichen Beitrag nichts zu suchen haben und ein ἀπρεπές darstellen.

KURT SIER, Leipzig

Difficile est satiram non scribere

Marginalien zum Forum Classicum 2/2009

Wer als langjähriger Ruheständler, der die Muße hat, das jüngst erschienene Heft 2/2009 *sine ira et studio* bis zum Ende zu lesen, dessen Interesse wurde unweigerlich auf INTERESSE gelenkt, zumal wenn man in Tübingen, der Heimat der Drei-Schritt-Methode, wohnt. Ich meine das ziemlich neue Lateinwerk INTERESSE und dessen Spiritus Rector und ursprünglichen Hauptverfasser. Ist man am Schluss des Heftes angelangt, so fühlt man – ich wenigstens – sich verwundert veranlasst, dasselbe noch einmal – diesmal von hinten nach vorn – zu durchforschen, und zwar wegen dreier Beiträge, die – in recht unterschiedlicher Weise – mit INTERESSE zu tun haben.

Worum geht es? Auf S. 173 findet sich eine *Laudatio Latina* auf eine Kollegin, die „*co-auctrix fuit eius libri ad linguam Latinam docendam discendamque utilissimi, qui INTERESSE inscribitur.*“ Wer das liest, kann nicht umhin sich zu erinnern, dass er wenige Seiten zuvor, auf S. 167ff., einen detailliert begründeten fast totalen Verriss eben *eius libri...utilissimi, qui INTERESSE inscribitur*, gelesen hat, genauer: der 2. Auflage dieses Lehrwerkes, für das die genannte *co-auctrix* mit zuständig war. Dies ist umso gravierender, als alle in der 1. Auflage aufgeführten *co-auctores*, darunter auch der oben erwähnte Spiritus Rector und Impulsgeber, in der 2. Auflage nicht mehr als Mitverfasser erscheinen, also auch für ihre lt. dem Rezensenten zu konstatierende Unbrauchbarkeit nicht verantwortlich sind. Damit nicht genug: Der Rezensent moniert ausdrücklich, dass durch die Eingriffe der neuen, zweiten Auflage in die alte, erste – neben vielen einzelnen Verschlimmbesserungen – die Konzeption, auf der das innovative Werk ursprünglich basiert, beeinträchtigt und das bisherige Niveau verfehlt werde, so dass er zu dem Schluss kommt, die 1. Auflage „sollte unbedingt weiter angeboten oder erneut aufgelegt werden“. Wo gibt es so etwas? Zum Glück nennt sich die neue Auflage – wie man üblicherweise erwartet – nicht eine verbesserte.

Neugierig geworden, blättert man nun zurück zu dem 18 Seiten langen Text „Πάντα ῥεῖ – Wandel in der Konzeption lateinischer Unterrichtswerke, Ein Streifzug durch die Jahrzehnte bis heute“ (S. 85ff.). Man sollte erwarten können, in dieser umfassenden Studie etwas Substantielles über INTERESSE zu erfahren. Erstaunt stellt man fest, dass unter den 31 besprochenen Werken INTERESSE fehlt. Wenn ein lateinisches Unterrichtswerk einen Wandel in der Konzeption anzeigt, dann INTERESSE!

Zu viel der Unstimmigkeiten in ein und demselben FORUM CLASSICUM! Eine klassische Fehlleistung? Vielleicht sollte man nicht jede Nummer so genau lesen, wie ich es diesmal getan habe.

GOTTFRIED KIEFNER, Tübingen

Zum Nachruf auf Karl Bayer in FC 2/2009

In dem von FRIEDRICH MAIER verfassten Nachruf auf KARL BAYER sind mir zwei Unrichtigkeiten bzw. Ungenauigkeiten aufgefallen:

1. Es handelt sich bei einem der S. 85 erwähnten antiken Großwerke um CICEROS *De natura deorum* (nicht *De rerum natura*).

2. Den lateinischen Text dieses in der Reihe „Tusculum“ erschienenen Werkes hat Karl Bayer erstellt, die Übersetzung hat jedoch mein damaliger Lateinlehrer WOLFGANG GERLACH besorgt, der mich viele Jahre in Latein und Griechisch unterrichtete und zum Studium der Alten Sprachen motivierte. Diese Anmerkungen seien in *memoriam magistri* W. Gerlach gemacht!

HERBERT HEINZEN, Bonn

Varia

Die FIEC-Tagung in Berlin

Am 24. August 2009 war es so weit: das Auditorium Maximum der Humboldt-Universität zu Berlin füllte sich zur Eröffnung der 13. *Conférence de la Fédération Internationale des Associations d'Études Classiques* (FIEC).

Diesem großen Moment sind nicht weniger als sechs Jahre Planung vorangegangen. Die offizielle Einladung nach Berlin war 2005 erfolgt, umgehend wurden die entsprechenden Räumlichkeiten reserviert und eine Vorbereitungskonferenz für das folgende Jahr anberaumt, um schließlich etwa 960 Teilnehmer aus 42 Ländern in Berlin willkommen zu heißen.

Das Gelingen dieser Großveranstaltung zur weltweiten Erforschung der Antike und ihrer Rezeption ist dem vielköpfigen internationalen Organisationsteam zu verdanken, von dem hier nur einige Namen genannt werden sollen: Prof. Dr. CHRISTIANE REITZ (Rostock), Erste Vorsitzende der gastgebenden Mommsen-Gesellschaft, und Prof. Dr. MARTIN HOSE (München) als Vorsitzender der Programmkommission und Delegierter der FIEC. Im Hause engagierten sich für das perfekte Timing der Vorbereitung Prof. Dr. ULRICH SCHMITZER, als Generalsekretär mit der Organisation des Kongresses an der HU betraut,

Prof. Dr. FELIX MUNDT, der DAV-Vorsitzende Prof. Dr. STEFAN KIPP, Dr. FRIEDERIKE HERKLOTZ und in besonderer Weise ULRIKE STEPHAN (Berlin/London). Als großzügige Sponsoren haben die DFG, die Gerda-Henkel-Stiftung sowie die Stiftung Preussische Seehandlung die FIEC in Berlin unterstützt.

Mit großzügig gefüllten Kongresstaschen, vom Verlag WALTER DE GRUYTER gestiftet, fand man sich am Montag Abend nach der Versammlung der Mommsen-Gesellschaft im frisch renovierten Audimax ein, um im Anschluss an die Begrüßung durch Prof. Dr. ULRICH SCHMITZER und die Grußworte schließlich den Festvortrag des DAI-Vorsitzenden Prof. Dr. HANS-JOACHIM GEHRKE „Geschichte und Kunst“ zu hören.

Nach diesem offiziellen Teil öffnete das Bode-Museum seine Hallen für die Gäste, die im Foyer auf Einladung der Mommsen-Gesellschaft freundlich bewirtet wurden. Wer zwischen Begrüßungen und Gesprächen noch Zeit fand, war willkommen die Exponate zu betrachten oder aber an diesem Abend des Auftakts seinen Prosecco im Sonnenuntergang mit Spreeblick zu genießen.

Am Dienstag fiel der Startschuss zum intensiven fachlichen Austausch. An fünf Vormittagen

und zwei Nachmittagen haben neben Klassischen Philologen, Historikern und Archäologen auch Papyrologen, Numismatiker und Philosophen in 19 Sektionen vorgetragen und interdisziplinäre Fragestellungen diskutiert. Im Panel 7 *“Classical Antiquity and Modern Mass Media”*, das DAV-Mitglieder auch ohne Anmeldung zum Kongress besuchen konnten, stand das Medium Film im Mittelpunkt. Zu hören waren hier u. a. Prof. Dr. HANS-JOACHIM GLÜCKLICH (Frankfurt), Prof. Dr. OTTA WENSKUS (Innsbruck) und Dr. ANJA WIEBER (Bochum). Bei den unterschiedlichen Sektionen wurde die inhaltliche und methodische Öffnung der traditionsreichen Disziplinen offensichtlich, die vermehrt Impulse aus den Kultur- und Literaturwissenschaften aufnehmen. Beiträge auf Spanisch, Italienisch und Französisch waren ebenso selbstverständlich wie Deutsch und Englisch und unterstrichen den internationalen Charakter des Kongresses. Die abendlichen *“special lectures”* im Audimax waren öffentliche Veranstaltungen: am Dienstag konnte man dort Prof. Dr. ALESSANDRO BARCHIESI (Arezzo/Stanford) zur Ovid-Rezeption in der Gegenwartsliteratur hören, am Freitag sprach Prof. Dr. ANDRÉ LAKS (Paris) zu den Vorsokratikern.

Außerhalb der Universität standen eine Exkursion nach Potsdam auf dem Kulturprogramm sowie ein Orgelkonzert in der Hedwigs-Kathedrale. Alle Teilnehmer konnten zudem während der Kongresswoche jederzeit kostenlos die Staatlichen Museen auf der benachbarten Museumsinsel besuchen. Am Freitag Abend kam man schließlich im Prenzlauer Berg im „Pfefferberg“ zusammen, um sich an einem lauen Sommerabend beim Barbecue und einem kühlen Bier auszutauschen.

Den krönenden wissenschaftlichen Abschluss bildete schließlich der Vortrag von DONNA KURTZ (Oxford) an keinem geringeren Ort als dem Auswärtigen Amt. Der zu dem Zeitpunkt amtierende Außenminister, zugleich Schirmherr des Kongresses, konnte aus nahe liegenden Gründen jedoch nicht persönlich zugegen sein. Im „Weltsaal“ präsentierte Prof. Kurtz mit ihren Mitarbeitern auf bemerkenswert unterhaltsame Weise ihr aktuelles Projekt, das sich *in statu nascendi* befindet: auf dem vielseitig verlinkten Internetportal CLAROS wird es bald jedermann möglich sein, sich der

Klassischen Archäologie anzunähern. Gleichmaßen innovativ und wie benutzerfreundlich ist beispielsweise die Funktion, eine mit einem Mobiltelefon gemachte Aufnahme eines beliebigen antiken Gegenstandes im Handumdrehen über das Portal bestimmen zu lassen. Im Auswärtigen Amt wurde schließlich auch der Staffelfstab der FIEC an den nächsten Austragungsort übergeben: in fünf Jahren findet die nächste FIEC in Nizza statt und damit einmal mehr in Europa.

Das Gelingen dieser Kongresswoche wäre undenkbar gewesen ohne die durchdachte Organisation eines engagierten und belastbaren Teams sowie die flinken und kräftigen Hände von fast einhundert Kongresshelfern, zumeist Studierenden der HU, FU und Universität Potsdam, während der Kongresswoche selbst. Sie waren vom Messebau für die 18 ausstellenden Verlage, über den Saaldienst, die Betreuung des Kongressbüros bis zum Kaffeeausschank in der Pause sowie als multilinguales Auskunftspersonal stets zu allen Tätigkeiten bereit, derer eine Veranstaltung dieser Größenordnung bedarf. So gab es kaum ein Bedürfnis, auf das nicht unmittelbar und elegant eingegangen werden konnte. Bedauerlich wie die spontanen Absagen einzelner Vortragender waren, konnten die jeweiligen Vorträge von sprachlich kompetenten Vertretern dem Auditorium zumindest verlesen werden.

Nun ist wieder Ruhe eingekehrt in der ersten Etage des Hauptgebäudes, aber das große FIEC-Plakat an ULRICH SCHMITZERS Tür erinnert noch an die Ausnahmewoche. Sie war der vereinten Mühe wert, die Organisatoren und Helfer blicken sehr zufrieden auf das gemeinsam Vollbrachte zurück. Berlin hat sich den FIEC-Gästen von Nah und Fern in dieser letzten Augustwoche sonnig und - einmal abgesehen von den Eskapaden der S-Bahn - von seiner besten Seite gezeigt.

Nach dem Kongress ist jedoch vor dem Kongress: In Südfrankreich werden sich viele der internationalen Teilnehmer 2014 wieder sehen (www.fiecnet.org). Und der nächste Kongress auf nationaler Ebene, die DAV-Tagung in Freiburg 2010, wird dieser Tage eine Tür weiter von STEFAN KIPF und seinem Vorstandsteam vorbereitet (www.altphilologenverband.de).

KATRIN SIEBEL, Berlin

Die Gestalt des Arminius in lateinischen Unterrichtswerken der letzten hundert Jahre (1909-2009)

Auszüge aus einem lateinischen Vortrag auf dem Lateinkongress in Regensburg¹

[...] In hac acroasi quaerere velim, *quomodo Arminius in libris scholasticis demonstratur*. Etiam in libris ad elementa linguae Latinae docenda et discenda conscriptis partim brevius, partim fusius illa clades narrata est et narratur. In illis textibus ad usum scholarum confectis Arminius saepe verbis e TACITI annalibus sumptis describitur ut „**liberator Germaniae**“ (cf. ann. 2,88,2). Auctores vel editores librorum scholasticorum student „utile dulci miscere“, id est verba cum rebus coniungere vel, ut accuratius dicam, elementa linguae Latinae discenda cum rebus historicis conectere. Itaque auctores librorum scholasticorum talia quaerunt argumenta – sive fabulas sive historias sive res gestas –, quae animos puerorum et adulescentium alliciant.

Sed argumentum mihi propositum exactius definiam: *Quomodo persona Arminii describitur in libris scholasticis, qui his centum annis in Germania editi sunt?* Quid auctores librorum scholasticorum in animo habebant? Quid discipulis monstrare volebant? Quas virtutes, quae vitia ante oculos ponere studebant? [...] Videbimus in his textibus scholasticis ea argumenta et praecepta inesse, quae editores suo ipsorum tempore maximi aestimabant. Nonnulla exempla vobis ante oculos ponam. Maioris autem momenti fortasse erunt illi textus, qui tempore Hitleriano confecti sunt, cum discipuli ad inmoderatum amorem ducis et nationis et militiae educarentur, ut parati essent „pro patria mori“. [...]

Pervolvi *plus quam quinquaginta* libros scholasticos huius saeculi et excerpti eos locos, qui ad Varianam cladem et maxime ad personam Arminii spectant. Cognoscemus quasdam mutationes. Nam hoc iam in antecessum dicere velim: In institutione Latina numquam tantummodo lingua Latina docebatur et docetur, nec tantum historia antiqua; sed institutio Latina semper fuit et est pars totius scholae et educationis; et schola est pars totius societatis civilis; et ob hanc causam institutio Latina semper ingenio vel mente saeculi

afficitur et moribus et legibus aetatis suae subiecta est. [...] Quamobrem libri scholastici non solum moribus societatis, sed etiam legibus et consultis magistratuum accomodandi erant et sunt. Haec regula valet in omnibus civitatibus, sive eis rex praeest, sive Caesar sive tyrannus, sive regimen a populo creatum [...]. Etiam libri scholastici igitur temporibus servire coguntur.

Nisi fallor, *tres* sunt res maioris momenti, quae statim in oculos cadunt. 1. *Prima* quaestio spectat ad *nomen* ipsum Germaniae et Germanorum. 2. Alter locus erit de *laudibus* Arminii. 3. Tertio loco dicendum erit de *vitiis* Arminii et Quinctili Vari. 4. Sequetur etiam quarta pars, qua nonnullas quaestiones speciales breviter attingere velim.

Primum videmus in prioribus libris nullum vel paene nullum discrimen factum esse inter nomina Germanorum antiquorum et Germanorum saeculorum recentiorum. **Nomen** „*Germanorum*“ igitur *et* eos homines significare videtur, qui antiquis temporibus in regione a Romanis „Germania“ appellata habitabant, *et* eos incolas, qui postea et hodie in ea terra vivunt, quae ab Italis *Germania*, a Britannis *Germany*, sed a Francogallis *Allemagne*, ab incolis ipsis *Deutschland* vocatur. Non observantur progressiones et mutationes historicae, Arminius videtur esse civis Germaniae antiquae, sicut hodierni Germani sunt cives Germaniae hodiernae. Ita Arminius discipulis ut unus ex maioribus nostris et heros singularis e turba Germanorum excellens ostentatur. Videamus nonnulla exempla. In libro numero primo (OSTERMANN, 1909) invenimus titulum „*Die Deutschen*“; in eodem captitulo legimus sententiam: „Arminius patriam suam imperio Romanorum liberavit.“ In libro, qui inscribitur „*Ludus Latinus*“ (1926) legimus titulum „*Befreiung Deutschlands vom Römerjoch*“. [...] Quartus liber (F. LANZINGER, 1935) praebet titulum „*Das alte Deutschland*“, in libro quinto (*Ludus Latinus*, 1936) invenitur titulus „*Arminius, der Befreier Deutschlands*“. Vox *Germaniae* hic idem significat ac *Deutschland*, quamquam scimus nomen „*theodiscus*“, e quo vocabulum „*deutsch*“ ortum est, non ante CAROLUM MAGNUM exstitisse. [...] Ita significatio „*die Deutschen*“ non servat temporum ordinem, id quod hodie voce Graeca *anachronismós* dicitur [...].

Secundus locus, quem proferre velim, est **nimia laus Arminii**. Saepissime enim ut „*liberator Germaniae*“ celebratur. Haec laudatio originem habet, ut constat, non a scriptoribus Germanis, sed ex annalibus Taciti, scriptoris vere Romani, qui proelia cum Germanis facta narravit et commentatus est. In libro scholastico primo (OSTERMANN, 1909) [...] legimus haec: „Sic Arminii prudentia et fortitudine Germania dominatione Romanorum liberata est.“ In eodem libro legitur: „Itaque *iure* Arminius liberator Germaniae nominatur.“ Etiam in libro, cui titulus „Palaestra Latina“ (1926), scriptum videmus: „Arminius autem summis laudibus *a suis* elatus est et *merito* maximam gloriam nomenque tulit liberatoris Germaniae.“ [...] In libro nono (MADER/WECKER, 1940) imaginem illius magni monumenti videmus, quod anno 1875 ab ERNESTO VON BANDEL in colle saltus Teutoburgiensis, qui dicitur, exstructum est. Illo tempore nomen Arminii Theodisce *Hermann* reddi solebat, ut iam saeculo decimo quinto fieri coepit. In hoc libro Arminius Germanos adhortatur: „Spectate illud pulcherrimum praemium victoriae nostrae: libertatem huius patriae!“ Simili modo etiam in libro c.t. „Ludus Latinus“ (1967) Arminius vocat: „Nonne satis vexati sumus? Liberate patriam!“ et „Paulo post ... a copiis Arminii ... Germania liberata est.“ In libro vicesimo (BORNEMANN A, 1970) Arminius populum suum incitat: „Quod liberi esse studemus, ab adversariis vexamur,“ et pollicetur: „mox cuncta Germania libera erit.“ [...] In libro tricesimo quarto („Salvete“, 1995) Arminius ait: „Hos Romanos e Germania libera pellam.“ Ibidem interrogat Kathrin quaedam: „Licetne imperium Romanum cum Europa nostra comparare? Sed quid nobis deest? Una lingua! Lingua Latina ...?“

Ita Arminius plerumque ut propugnator libertatis populi Germanorum describitur. Sed in libris scholasticis recentioribus mores eius multo distinctius describuntur. Hodie enim Arminius a multis historicis non tantum „liberator Germaniae“ habetur, sed, ut idem Tacitus eodem loco, sed paulo ante, scripsit: vir „**regnum adfectans**“ (ann. 2,88,2), qui tamen „libertatem popularium adversam habuit“. Et hanc ob causam Arminius „dolo propinquorum“ cecidisse videtur. Sunt historici, qui Arminium vocabulo moderno „*warlord*“ (belli dominum) appellent; eum fuisse unum ex com-

pluribus principibus gentium, qui regnum totius Germaniae adfectabant; itaque Arminium etiam Marboduum, regem Marcomannorum, adgressum esse et pepulisse.

Sic etiam **vitia Arminii** commemorantur. Hic est locus *tertius*, quem indicare velim. Interdum eius *doli* et *insidiae* commemorantur. Notum est illud dictum VELLEI PATERCULI, a quo Germani „in summa feritate versutissimi natumque *mendacio* genus“ appellantur (2,118). [...] Sed plerumque vitia Arminii moribus Quinctili Vari opponuntur. Videamus igitur, quid de Varo dicatur. [...] Ita mores et actiones Arminii plerumque tamquam consecutiones necessariae apparent, quae moribus et actionibus Quinctili Vari respondent. Dolus et insidiae, calliditas et audacia Arminii opponuntur superbiae, saevitiae, temeritati, socordiae Vari. [...] Illa iunctura „*insidias parare*“ saepissime usurpatur. [...]

In libro c.t. „Salvete“ (2006) Theodisce quaeritur, utrum Arminius fuerit heros an proditor (*Held oder Verräter?*). Arminius, „civitate Romana donatus tamen patriam suam amabat. In Germania autem hostis periculosus Romanorum fuit.“ Hoc loco etiam legimus: „Sed nonnulli principes Germanorum *Arminium regnum appetere* putabant. Itaque ... dolo propinquorum necatus est. **A Germanis liberator Germaniae appellabatur, a Romanis proditor.**“ Sed hoc dictum sine dubio **falsum** est: A Tacito, scriptore Romano, appellatus est „liberator haud dubie Germaniae“ (ann. 2,88,2), a Germanis, aequalibus et propinquis suis, ut proditor necatus est! [...]

In libro scholastico novissimo (c.t. „Campus, Gesamtkurs Latein C 2“, 2009) senator quidam Romanus de culpa disputat. Caesaris verba commemorat, sed **falso**, nescio quare. C. Iulius Caesar dixisse dicitur: Germani „tales sunt, **ut minime a bestiis differant**“. Sed haec verba apud Caesarem nusquam inveniuntur. Ille senator, ab auctoribus libri scholastici fictus, contendit imperatores Romanos putavisse se Germanos facile superaturos esse, cum Germani „*minime a bestiis differant*“. Hoc errore Romanos in calamitatem cecidisse. Exclamat ille senator: „non fortuna mala, non inertia imperatoris, non dolo barbarorum, sed superbia nostra victi sumus. Iterum atque iterum Germaniam in servitatem mittere studuimus. Nescio,

cur hoc non intellegamus: Germania numquam vincetur!“ At haec non historia, sed fabula ficta et *corrigenda* mihi videtur! [...] –

Paene omnes libri referunt illam CAESARIS AUGUSTI exclamationem a SÜETONIO (Aug. 23) traditam: „**Quinctili Vare, legiones redde!**“ Tamen miror, cur nonnulli libri hoc dictum commutaverint. Videte librum secundum (c.t. „Ludus Latinus“, 1926) et librum tricesimum secundum (c.t. „Cursus novus compactus“, 1990), ibi legitur: „Vare, Vare, redde legiones“. Et in libro quadragesimo (c.t. „Felix A“, 2004) legimus: „Vare, Vare, redde *mihi* legiones!“ [...]

Restant etiam aliae res, quas observare et de quibus disputare possumus. Si chartas distributas perlegetis, videbitis non esse facile Latinitatem puram cum elementis linguae docendis et historia narranda coniungere. Itaque hac acroasi mea nolui auctores librorum scholasticorum vituperare et eorum opera discerpere, sed potius animos magistrorum acuere. Nam discipuli ea, quae in libris scholasticis leguntur, recta et vera putare solent atque etiam partem eorum memoria tenent. Ita studeamus, ut libri ad usum scholarum confecti et investigationibus historicis et Latinitati purae et captui puerorum respondeant.

Anmerkung:

- 1) Über den Lateinkongress in der Universität Regensburg wird am Ende dieses Heftes (ebenfalls lateinisch) berichtet. Der vorliegende Text enthält – als „Kostproben“ – nur wenige Auszüge aus dem lateinischen Referat, das der Verf. am 18.9.2009 auf dem Kongress gehalten hat. Eine deutsche Kurzfassung und die lateinische Originalfassung des Referats werden demnächst an anderer Stelle erscheinen. Auf genauere Literaturangaben wurde hier aus Platzgründen verzichtet.

ANDREAS FRITSCH

Europaflagge

In der „Süddeutschen Zeitung“ vom 6./7. Juni 2009 fand sich auf S. 2 unter der Rubrik „Aktuelles Lexikon“ ein Artikel „Europaflagge“. Man muss sich aber doch etwas wundern über die Oberflächlichkeit dieses Beitrags. Erinnerung sei daher hier an einen Artikel von THOMAS PINZKA in der deutschen Ausgabe des vatikanischen „Osservatore Romano“ (39/1998, S. 8). Darin wurde die

Herkunft der Idee von den zwölf Sternen auf der Europaflagge recht genau beschrieben. Es folgt hier ein wörtlicher Auszug aus Pinzkas Artikel, der m. E. der Wiederveröffentlichung durchaus wert ist:

„Die Geschichte der Fahne hat ihren Ursprung in einer Zeit während des Zweiten Weltkriegs. PAUL LÉVI, ein Belgier jüdischer Abstammung, sah damals in Löwen Eisenbahnzüge fahren, in denen Juden von der deutschen Gestapo nach Osten transportiert wurden. Damals legte Lévi das Gelübde ab, wenn er den Krieg lebend überstehen würde, zum katholischen Glauben zu konvertieren. Er überlebte und wurde katholisch. Am 5. Mai 1949 wurde in London der Europarat gegründet, und Paul Lévi wurde Leiter der Kulturabteilung des Europarats. Sechs Jahre später, 1955, wurde die Frage einer gemeinsamen Flagge der Mitgliedsländer des Rats diskutiert. Sämtliche Entwürfe, in denen, etwa nach dem Vorbild der skandinavischen Flaggen, ein Kreuz enthalten war, wurden von den Sozialisten als ideologisch gebunden und als zu christlich verworfen. Eines Tages kam Lévi an einer Statue der Mutter Gottes mit dem Sternenkranz vorbei. Durch die Sonne beschienen, leuchteten die goldenen Sterne vor dem blauem Himmel. Lévi suchte daraufhin Graf BENVENUTI (ein venezianischer Christdemokrat und damaliger Generalsekretär des Europarats) auf und empfahl ihm, zwölf goldene Sterne auf blauem Grund als Motiv für die Europafahne vorzuschlagen, was allgemein akzeptiert wurde. So ziert bis heute in allen Staaten der Europäischen Union der Sternenkranz Marias die Europafahne.“

Da aber vermutlich auch in Bayern heute der Zusammenhang zwischen der erwähnten Marienstatue und den 12 Sternen nicht jedem auf Anhieb einleuchtet, sei ergänzt, dass eine Stelle in der „Apokalypse“ (d. h. der „Offenbarung des Johannes“, dem letzten Buch des Neuen Testaments, Kap. 12,1) in der katholischen Interpretation auf Maria, die Mutter Jesu, bezogen wird. Dort heißt es: „Dann erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt.“

ANDREAS FRITSCH

Beratungsresistent?

Fachdidaktik – eine Leerstelle im Duden

Es ist erfreulich, dass die überregionalen Zeitungen, z. B. die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, die Neuauflagen des Rechtschreib-Dudens weiterhin kritisch verfolgen (so etwa THEODOR ICKLER in der F.A.Z. vom 4.8.2009, S. 30: „Zweieinhalb Pfund für den Ranzen“). In unserer Zeitschrift beobachtet Prof. Dr. JÜRGEN WERNER seit längerem die Entwicklung des Wortschatzes, wie sie sich im Duden niederschlägt, insbesondere unter dem Aspekt des Fortwirkens des griechischen und lateinischen Wortschatzes (so auch in seiner Besprechung im vorliegenden Heft). Wenn man aber als einfacher „Nutzer“ des Rechtschreibdudens oder als Lehrer, Dozent und Professor der Duden-Redaktion etwas mitteilt, bekommt man möglicherweise zwar eine freundliche Antwort, doch es folgen durchaus nicht unbedingt Taten. Im Oktober 2008 teilte ich dem Kundenservice des Bibliographischen Instituts per E-Mail mit, dass auch in den jeweils neuesten Auflagen das Stichwort „Fachdidaktik“ fehlt, und erhielt eine höfliche Antwort mit Dank für die Anregung und mit der Bitte um „Verständnis dafür, dass wir im Voraus keine Zusagen über eine Aufnahme tätigen können“. Und so fehlt das Wort auch wieder in der 25. Auflage 2009. Ich erinnere daher noch einmal daran, dass die „Fachdidaktik“ spätestens seit dem „Strukturplan für das Bildungswesen“ (hrsg. vom Deutschen Bildungsrat 1970, S. 225ff.) einen „Kernbereich des Lehrerstudiums“ bezeichnet. Dagegen sind Wörter wie Fachchinesisch, Fachfrau, Fachidiot, Fachidiotin (!), Fachkenner, Fachkennerin (um nur einige aus der Umgebung „Fach...“ zu nennen) in den Duden aufgenommen. Dementsprechend müssten doch – nach fast vierzig Jahren – endlich auch Fachdidaktik, Fachdidaktiker, Fachdidaktikerin, fachdidaktisch als Stichwörter in einem Buch zur deutschen Rechtschreibung, das sich selbst im Titel als „Das umfassende Standardwerk“ bezeichnet, vertreten sein. Das im politischen Jargon heute relativ häufige Wort „beratungsresistent“ drängt sich auf; es fehlt übrigens auch.

In den 50er Jahren gab es gründliche Diskussionen und Abhandlungen zur Unterscheidung von Didaktik und Methodik. An den Pädagogischen Hochschulen gab es viele Dozenten für Deutsch und Methodik des Deutschunterrichts, Mathematik

und Methodik des Mathematikunterrichts usw. Die Bezeichnungen „Didaktik der englischen Sprache und Literatur“ oder „Fachdidaktik Englisch“ kamen erst allmählich auf. Mir begegnete das Wort „Fachdidaktik“ erstmals in einer Zeitschrift von 1921, in einem Aufsatz des Göttinger Oberrealschuldirektors Dr. WALTER LIETZMANN mit dem Titel „Fachwissenschaftliche Didaktik an der Universität“ (Monatsschrift für höhere Schulen 20, 1921, H. 5-6, S. 155-161). Er schreibt da: Nicht selten werde er gefragt: „Sagen Sie, was ist denn nun eigentlich Didaktik, fachwissenschaftliche Didaktik, also etwa Didaktik der exakten Wissenschaften?“ Und er versucht dann im Folgenden, diese Frage anhand einer Reihe von Beispielen, die er, seinem eigenen Arbeitsgebiet entsprechend, vorwiegend den naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächern entnimmt, zu beantworten und gleichzeitig nachzuweisen, „daß auch der fachwissenschaftlichen Didaktik neben der allgemeinen und neben der experimentellen Pädagogik ein Arbeitsplatz an der Universität gehört“. Ich will das hier nicht im Einzelnen ausführen, es soll nur als früher Beleg für den Begriff „Fachdidaktik“ dienen. Lietzmann erwartet hier u. a., dass „der Fachdidaktiker“ enge Beziehungen „mit der experimentellen Psychologie“ pflegen sollte. Er tritt der Befürchtung entgegen, dass „die Fachdidaktik“ in gewissem Grade „die Zerklüftung unseres Schulwesens in einzelne Fächer“ begünstigen könnte. „Ein Überwuchern der allgemeinen Pädagogik durch die verschiedenen Fachdidaktiken wäre gewißlich ein Unglück für unser Schulwesen.“ Aber das stehe gar nicht zu befürchten. – Natürlich ist der Rechtschreib-Duden für unseren Wortschatz nicht allein maßgebend. Prof. JÜRGEN WERNER machte mich darauf aufmerksam, dass das viel umfangreichere Werk „Duden. Das große Wörterbuch ... in 10 Bänden“ bereits 1999 (3. Aufl.) das Stichwort „Fachdidaktik: Didaktik eines Faches“ enthielt und ebenso das „Duden-Universalwörterbuch“ von 2007 (6. Aufl.).

ANDREAS FRITSCH

Iterum de Belli Gallici editione dicendum

In FORI CLASSICI fasciculo altero anni MMIX (p.171) contendi participium *parata* Ciceronis *Bruti* paragrapho 262 usurpatum indicio esse editionis *Belli Gallici* a Caesare ipso factae.

Sin autem Caesar ad verbum hic a Cicerone citatus participio *parata* manuscriptum suum *Commentariorum* significat, quod publicare voluerat, sed nescio qua causa non edidit, ante Hirtii editionem Caesaris operum, fortasse numquam editam, etiamsi cogitatum, editio anonyma divulgata est, ad quam Hirtius referri videtur in praefatione octavi libri scribens: *Commentarii Caesaris¹ sunt editi, ne scientia tantarum rerum scriptoribus deesset.* Constructione passiva usus Hirtius non Caesarem Bellum Gallicum edidisse, sed id ab aliis editum esse legentes leviter monere vult. Editores anonymos nominare nullius momenti esse habuit. De editione anonyma, non de editione sua ipsius, Hirtius hic cogitat, quia perguit scribere: *Hi commentarii, id est rerum gestarum Galliae, ut supra dicit, adeo probantur omnium iudicio, ut praerepta, non praebita facultas scriptoribus videatur.* Si enim de editione agitur, quae iam ab omnibus probatur, non esse potest ea, quam Hirtius in praefatione tum cum maxime confectam declarat. Editio autem ab omnibus probata antea facta et iam aliquamdiu nota existimanda est.

Editores ignoti ita, si fuerunt, fecerunt, ut retractatio rhetorica fieri posset, quam Caesarem efficere sciebant. Nam editione facta textus Caesaris praesto erat et ab aliquo rerum scriptore exornari poterat. Ergo Caesarem ipsum editionem *Belli Gallici* curavisse in dubio ponendum vel saltem incertum est.

- 1) Ad verbum ... horum elegantia commentariorum, qui ... legitur

Scripsit GODO LIEBERG Bochumensis.

Sozialenzyklika auf Latein

Die jüngste Enzyklika von Papst BENEDIKT XVI. (*Caritas in veritate*), die sich in weiten Teilen der Sozialpolitik und Wirtschaftsethik widmet, wurde am 29. Juni 2009 vom Papst unterzeichnet und im Juli in mehreren modernen Sprachen, auch auf Deutsch, veröffentlicht. Die lateinische Fassung ließ länger auf sich warten, sie erschien erst im September sowohl in gedruckter Fassung als auch im Internet. Es ist sicher richtig, was m. W. der finnische Latinist TUOMO PEKKANEN einmal so formuliert: „*Nihil est, quod non Latine exprimi*

possit.“ Wer aber versucht, einen (willkürlich herausgegriffenen) Satz wie den folgenden ins Lateinische zu übersetzen, wird Verständnis dafür haben, dass die Übertragung ins Lateinische die vatikanischen Experten nicht nur Mühe, sondern auch Zeit gekostet hat. In Paragraph 40 der Enzyklika heißt es u. a.:

Deutsch: In den vergangenen Jahren war eine Zunahme einer kosmopolitischen Klasse von Managern zu beobachten, die sich oft nur nach den Anweisungen der Hauptaktionäre richten, bei denen es sich normalerweise um anonyme Fonds handelt, die de facto den Verdienst der Manager bestimmen.

Englisch: *In recent years a new cosmopolitan class of managers has emerged, who are often answerable only to the shareholders generally consisting of anonymous funds which de facto determine their remuneration.*

Lateinisch: *Novissimis annis incrementum conspicitur novae classis cosmopolitae procuratorum, qui saepe respondent solum iudiciis praestantium detentorum pecuniariorum actionum qui plerumque depositis constituuntur anonymis quae reapse statuunt ipsorum retributiones.*

Den lateinischen Text findet man im Internet unter folgender Adresse: http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/encyclicals/documents/hf_ben-xvi_enc_20090629_caritas-in-veritate_lt.html

ANDREAS FRITSCH

Der Lateinkongress in Regensburg

(15.-19.9.2009)

Aus den lateinischen Nachrichten des Finnischen Rundfunks vom 18.9.2009

(Lesetext und Hörtext sind im Internet erreichbar. Der Lesetext hat eine etwas andere Fassung als der im Rundfunk gesendete gesprochene Text. Hier folgt die Fassung des gesprochenen Texts, er ist im Internet abrufbar unter: <http://www.yleradio1.fi/nuntii/audi/> – von dort zum Link: *De XII conventu internationali, quem Academia Latinitati Fovendae Ratisbonam convocavit 18.09.2009.*)

Nuntii Latini Radiophoniae Finnicae Generalis hodie ex Bavaria transmittuntur, in cuius urbe Ratisbona, vulgo Regensburg, duodecimus conventus internationalis Academiae Latinitati

Fovendae his diebus celebratur. Nuntios recitat VIRPI SEPPÄLÄ-PEKKANEN. Conventum, cui nomen est „Ad fines imperii Romani. Anno bis millesimo cladis Varianae“, una cum illa Academia convocavit Institutum Philologiae Classicae Ratisbonense. Conventus internationales fiunt quarto quoque anno in terra, cui Academia auctoritatem conventus instituendi concedit.

Argumentum principale, de quo in conventu Ratisbonensi agitur, est anniversarium bis millesimum pugnae Teutoburgiensis, qua Germani tres legiones Romanorum devicerunt. Dux Germanorum erat Arminius, Romanis autem praeerat Publius Quinctilius Varus. Clades Teutoburgiensis propagationi sive expansioni imperii Romani in Media Europa finem imposuit.

Eadem effecit, ut flumen Rhenus finis inter Galliam et Germaniam maneret. Professores JAN-WILHELM BECK et NICOLAUS SALLMANN, moderatores conventus, commonent propositum non esse res bellicas commemorare. „Celebramus“, aiunt, „neque cladem Varianam neque victoriam Arminii, sed pacem humanam sermone Latino inter omnes nationes divulgatam et divulgandam.“

Adest in conventu professor ANDREAS FRITSCH Berolinensis, auscultator Nuntiorum Latinorum fidelissimus: „Hic conventus Academiae Latinitati Fovendae duodecimus homines complurium nationum congregat, viros mulieresque, iuniores et seniores, qui Latinitatem vivam colunt, id est usum activum linguae Latinae. Certe sunt, qui dicant linguam Latinam esse mortuam. Sed haec sententia tantum partim recta, partim falsa est. Si ea lingua mortua appellatur, quae nullius populi, nullius gentis, nullius hominis lingua nativa est, lingua Latina recte dicitur mortua, quia iam plus quindecim saecula non iam est ullius gentis lingua nativa. Sed lingua Latina ex illo tempore maxime et latissime propagata est, etiam in Germania, cum nullius populi sermo patrius esset. Ex eo tempore innumerabiles libri Latine sunt scripti, multo plures quam aetate Romanorum antiquorum. Germani et alii populi discebant Latine loqui et scribere. Ita lingua Latina suo modo vivere perrexit. Hodierna institutio Latina non tantum litteras antiquas docet, sed etiam litteras saeculorum recentiorum. Conventus noster hanc traditionem

perennem demonstrat et omnibus participibus occasionem praebet hac lingua utendi. Ut musica antiqua tantum vivit, si nonnulli musici eam exercent, ita ut audiri possit, ita etiam lingua Latina tantum vivit, si homines diversarum nationum eam adhibent, ut inter se communicent. Magistri autem hanc linguam adhibere discant, ut discipuli eorum sentiant linguam Latinam esse linguam vere naturalem et humanam.“

Haec habuimus, quae vobis de duodecimo conventu ALF referremus. Hospes noster specialis fuit professor Berolinensis Andreas Fritsch. Gratias hospiti nostro et auscultatoribus agimus. Valet quam optime. –

Der Lesetext enthält darüber hinaus u.a. noch folgende Informationen:

Omnes orationes et acroases, ut Academiae mos est, Latine habentur. Inter oratores et orationes excellunt e. g. MICHAEL DE ALBRECHT: „Bellum Varianum quid ad nos et cur Latine?“ VALAHFRIDUS STROH: „De poetis Ratisbonensibus Latinis.“ THEODORUS SACRÉ: „De Arminio in carminibus Latinis saeculorum undevicesimi et vicesimi.“ ANDREAS FRITSCH: „Quomodo Arminius in libris scholasticis demonstratur.“ GAIUS LICOPPE et FRANCISCA DERAEDT: „Arminii victoria clades cultus civilis?“ Sunt in programme praeterea multa alia. Pro rostris fit disputatio extemporalis de cultu Romano et barbaro. Instituuntur etiam scholae, in quibus usus vivus linguae Latinae exercetur, atque recitationes versuum continuae. Legionarii tam Romani quam milites Germani in campum prodeunt duce MARCO JUNKELMANN. Pugnant et gladiatores.

Ad recreationem pertinent etiam navigationes in flumine Danuvio nave Romana ad vetus exemplum aedificata atque lustrationes urbis Ratisbonae. Praeterea suscipiuntur itinera archaeologica ad loca Bavariae monumentis Romanis illustrata. Adsunt in conventu latinistae quindecim fere nationum non tantum ex Europa sed etiam ex America Septentrionali et Meridionali. –

Verantwortlich für den Inhalt dieser Nachrichtensendung vom 18.9.2009 ist Professor Dr. TUOMO PEKKANEN, Helsinki.

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

- Prof. Dr. Andreas B a g o r d o , Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klass. Philologie,
Werthmannplatz 3, D-79085 Freiburg i.Br., *a.bagordo@altphil.uni-freiburg.de*
- Dr. phil. Paul D r ä g e r , Universität Trier, *paul.draeger@uni-trier.de*
- Herbert H e i n z e n , Bonn, *herbert.heinzen@t-online.de*
- Dr. Gottfried K i e f n e r , Hauffstr. 7, 72074 Tübingen, *gottfried.kiefner@web.de*
- Prof. Dr. Heinrich K r e f e l d , Wieteschstr. 51, 48431 Rheine
- Prof. Dr. Bernhard K y t z l e r , University of KwaZulu-Natal, School of Graduate Studies, MTB,
HC Campus, 4041 Durban, South Africa, *kytzler@ukzn.ac.za*
- Prof. Dr. Godo L i e b e r g , Cranachstr. 14a, 44795 Bochum
- Dr. Barbara L y n k e r , StDn, Fachleiterin für Latein am Studienseminar für Gymnasien Gießen,
Waldstr. 5, 35418 Buseck, *barbara.lynker@web.de*
- Prof. Dr. Friedrich M a i e r , Mitterlängstr. 13, 82178 Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*
- Katrin S i e b e l , Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie,
Unter den Linden 6, 10099 Berlin, *katrin.siebel@staff.hu-berlin.de*
- Prof. Dr. Kurt S i e r , Universität Leipzig, Institut für Klassische Philologie, Beethovenstraße 15,
04107 Leipzig, *sier@rz.uni-leipzig.de*
- Prof. Dr. Jürgen T s c h i e d e l , Kath. Universität Eichstätt, Richard-Strauss-Str. 5, 85072 Eichstätt,
hans.tschiedel@ku-eichstaett.de
- Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie seit Sommer 2009 auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

Neu bei Mohr Siebeck

Maßgeschneiderte
Informationen:
www.mohr.de

Cornutus

Die Griechischen Götter

Ein Überblick über Namen,
Bilder und Deutungen

Hrsg. von Heinz-Günther
Nesselrath, eingeleitet, übersetzt
und mit interpretierenden
Essays versehen von Fabio
Berdozzo, George Boys-Stones,
Hans-Josef Klauck, Ilaria
Ramelli u. Alexei V. Zadorojnyi

2009. X, 259 S. (SAPERE XIV).
ISBN 978-3-16-150071-8 Br € 29,-;
ISBN 978-3-16-150072-5 Ln € 49,-

Dion von Prusa

Der Philosoph und sein Bild

Hrsg. von Heinz-Günther
Nesselrath. Eingeleitet, ediert,
übersetzt und mit interpretie-
renden Essays versehen von
Eugenio Amato, Sotera Fornaro,
Barbara E. Borg, Renate Burri,
Johannes Hahn, Ilaria Ramelli
und Jacques Schamp

2009. XI, 317 Seiten (SAPERE XIII).
ISBN 978-3-16-149440-6 Br € 29,-;
ISBN 978-3-16-149441-3 Ln € 49,-

Mara bar Sarapion

Letter to His Son

Edited with an Introduction,
Translation and Interpretative
Essays by Annette Merz, David
Rensberger and Teun Tieleman

2009. Ca. 300 Seiten (SAPERE XVII).
ISBN 978-3-16-150163-0 Br ca. € 30,-;
ISBN 978-3-16-150164-7 Ln ca. € 60,-
(Dezember)

Joseph und Aseneth

Hrsg. von Eckart Reinmuth.

Eingeleitet, ediert, übersetzt und
mit interpretierenden Essays
versehen von Eckart Reinmuth,
Stefan Alkier, Brigitte Boothe,
Uta B. Fink, Christine Gerber,
Karl-Wilhelm Niebuhr, Angela
Standhartinger, Manuel Vogel
und Jürgen K. Zangenberg

2009. Ca. 300 Seiten (SAPERE XV).
ISBN 978-3-16-150161-6 Br ca. € 30,-;
ISBN 978-3-16-150162-3 Ln ca. € 60,-
(Dezember)

Plutarch

On the *daimonion* of Socrates

Human liberation, divine
guidance and philosophy
Edited by Heinz-Günther
Nesselrath. Introduction, Text,
Translation and Interpretative
Essays by Donald Russell,
George Cawkwell, Werner
Deuse, John Dillon, Robert
Parker, Christopher Pelling and
Stephan Schröder

2009. Ca. 280 Seiten (SAPERE XVI).
ISBN 978-3-16-150137-1 Br ca. € 30,-;
ISBN 978-3-16-150138-8 Ln ca. € 60,-
(Dezember)



Mohr Siebeck

Tübingen

info@mohr.de

www.mohr.de

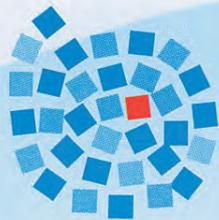
DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Am Pfarrgarten 10
79219 Staufen
Tel.: (0 76 33) 80 11 39
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Elritzenweg 35
26127 Oldenburg
Tel.: (04 41) 60 01 736
www.NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Eggeweg 46
33617 Bielefeld
Tel. (0521) 14 39 166
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
StD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 31 77
h.loos@gmx.net
- 11. Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
wsiewert@arcor.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
StRin Bärbel Flaig
Anton-Sommer-Straße 41
07407 Rudolstadt
Tel. priv.: (0 36 72) 48 02 87
litterae26@aol.com

(Stand: Oktober 2009)

KLASSENFAHRTEN • STUDIENREISEN • LEHREREXKURSIONEN



HELTUR

LERNEN DURCH REISEN



HELTUR, IHR PARTNER FÜR DAS BESONDERE
UNTERRICHTSERLEBNIS VOR HISTORISCHER KULISSE.



ITALIEN • GRIECHENLAND • TÜRKEI • FRANKREICH • SPANIEN



HELTUR REISEN GMBH

HEILWIGSTR. 40C
81827 MÜNCHEN

TEL.: 0 89 / 4 30 27 66
FAX: 0 89 / 4 39 19 23

WWW.HELTUR.DE

KLASSENFAHRTEN • STUDIENREISEN • LEHREREXKURSIONEN

B 4044

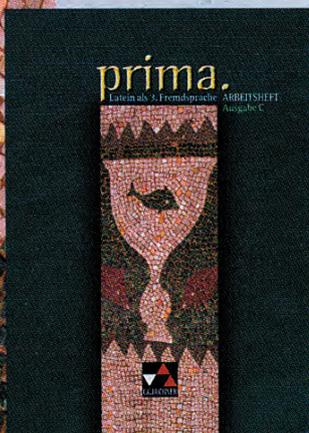
Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Deutsche Post AG

prima C

Unterrichtswerk für Latein als 3. Fremdsprache
Herausgeber Clement Utz. Auf der Grundlage von prima A
erarbeitet von Andrea Kammerer, Sigrun Leistritz,
Silvan Mertens, Clement Utz und Doris Visser-Wermuth



prima C wächst!

Mit dem in Kürze erscheinenden
Arbeitsheft können wir Ihnen einen
weiteren Baustein unserer neuen
L3-Reihe vorlegen.

Arbeitsheft

127 + 27 Seiten, Bestell-Nr. 7602, € 12,90
Erscheint im November 2009

Ergänzende prima C-Begleiter

LehrerAssistent Latein

Die digitale Unterstützung für den
Lateinunterricht. Für Windows XP
und Vista. CD-ROM zu prima C
Bestell-Nr. 9726, € 52,-

Vokabelkartei

1290 Vokabelkarten in der Box,
Bestell-Nr. 7604, € 14,50

MemoduxPLUS

Multimedialer Wortschatz- und Formen-
trainer für Windows 2000, XP und Vista.
CD-ROM zu prima C
Bestell-Nr. 9706, € 75,-



C. C. Buchners Verlag

Postfach 1269 · 96003 Bamberg · www.ccbuchner.de
service@ccbuchner.de · Tel. 09 51/9 65 01-0 · Fax 09 51/6 17 74

